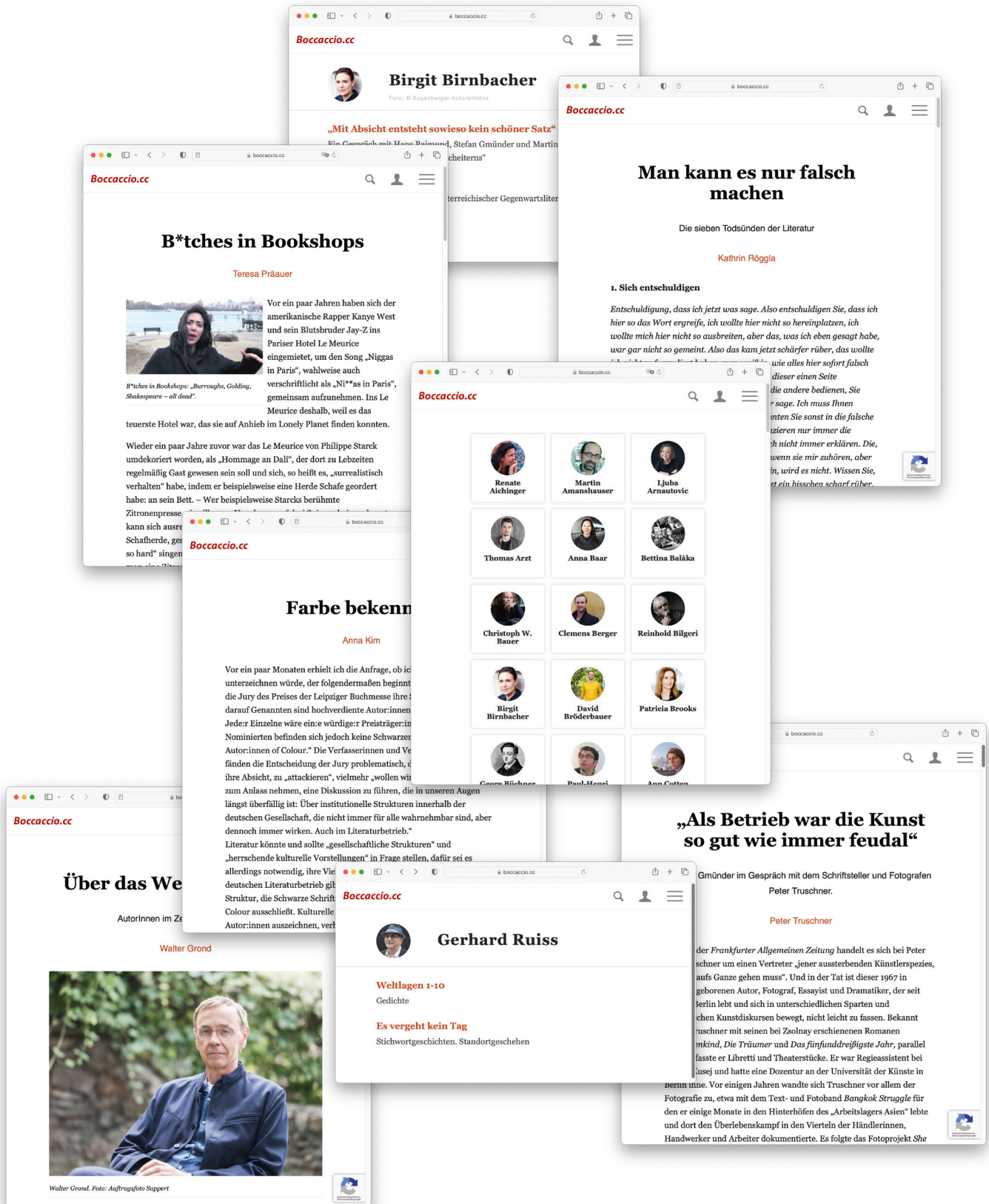


Die besten Erzählungen 2024

Die Shortlist für den Boccaccio.cc-Preis



*Erzählungen von Ulrike Draesner, Leon Engler, Marjana Gaponenko,
Lena Gorelik, Monika Helfer, Matthias Politycki, Tex Rubinowitz, Noemi
Somalvico, Dana Vowinckel und Natascha Wodin*



Boccaccio.cc
Schreiben im Netz

Inhalt

Aus der Wühlkiste

Antiquarische Lektüren und Lektionen. Von Felix Philipp Ingold 4

Tosca-Kommentar

Von Alexander Kluge 8

Neulich

Von Andreas Maier 18

Die Bewohner von Château Talbot

Von Arno Geiger 21

Die besten Erzählungen 2024

Brandenburg

Von Ulrike Draesner 24

Die Nähmaschine

Von Tex Rubinowitz 28

Alles hat ein Ende, nur die Welt hat 208

Von Leon Engler 34

Vier Frauen auf dem Fahrrad

Von Lena Gorelik 40

Du sollst keine Ehe brechen

Von Marjana Gaponenko 43

Ich höre sie lachen

Von Monika Helfer 48

Frühstück in Obock

Von Matthias Politycki 54

Was hättest du getan?

Von Dana Vowinckel 57

In einer Dose wohnen

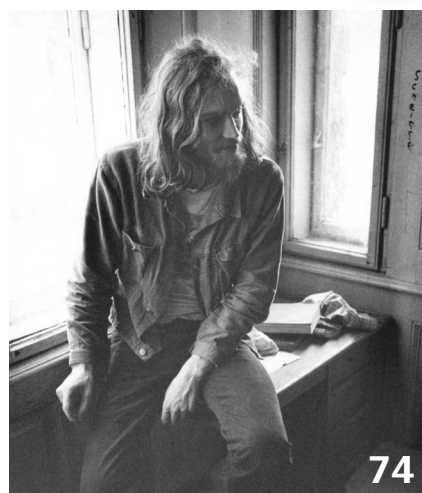
Von Noemi Somalvico 64

Nachbarinnen

Von Natascha Wodin 68

Preis-Telegramm 74

Impressum 74



Aus der Wühlkiste

Antiquarische Lektüren und Lektionen

VON FELIX PHILIPP INGOLD

Sie werden immer seltener, aber es gibt sie noch – die realen Wühlkisten am Eingang zu realen Buchantiquariaten; ungeordnete Angebote zu niedrigsten Einheitspreisen; abgegriffene, verstaubte, oft auch verregnete Bände aller Art, vom längst veralteten Konversationslexikon bis zum gestrigen Bestseller, vom Nouveau roman bis zum „Ewigen Vorrat deutscher Dichtung“.

Ich mag diese vergessenen Restbestände aus unbekanntem Privatbesitz, frage mich bisweilen, von wem und wozu die Bücher einst angeschafft, vielleicht gar gelesen, schließlich ins Antiquariat entsorgt wurden: Bedrucktes, gebundenes Papier, das jede Bedeutung und selbst seinen Materialwert verloren hat, das aber weiterhin durch einen Autornamen als individuelle Hervorbringung beglaubigt ist.

Eben dies war Steins ingeniöser Kunstgriff: Auf künstlerische Qualität zu verzichten und diese Verzichtleistung gleichzeitig als Kunst zu praktizieren.

Nicht zuletzt führt die Wühlkiste vor Augen, wie kurz die Verfallszeit aller Literatur – Belletristik wie Sachbuch – geworden ist: Hochgelobte, bestverkaufte Werke, vor zwanzig, dreißig (oder auch bloß vor zwei, drei Jahren) erschienen, sind schon heute gründlich vergessen, zu schweigen von den raren Meistertexten, die man damals verkannt, wenn nicht einfach übersehen hat. Drei zufällige, ganz unterschiedliche Fundstücke aus der Wühlkiste der Buchhandlung im Hauptbahnhof Zü-

rich nehme ich zum Anlass, kurz darüber zu berichten und die Texte neu zu bedenken.

* * *

Autorschaft als Fiktion

Gertrude Steins *Autobiographie von Alice B. Toklas* (1933)

Für *einen* Schweizerfranken entstand ich unlängst ein klotzartiges, fast tausend Seiten starkes, im Bund gebrochenes Paperback, das 1972 als Vintage Book bei Random House erschienen ist: „Selected Writings“ von Gertrude Stein, herausgegeben von Carl Van Vechten, einem einstigen Vertrauten der Autorin. Dass die umfangreiche Auswahl nebst mehreren bekannten Erzählwerken auch eine Reihe kleiner, verstreut

ich die „Autobiographie“ ursprünglich als eine quasidokumentarische Einführung in die Kunst und Literatur der klassischen Moderne – von Picasso bis zu Pound und Picabia – begriffen (oder missverstanden?), beschäftigt mich nun weit mehr die Machart dieses inzwischen kanonisierten, vielfach nachgedruckten und übersetzten Werks, seine Zielsetzung ebenso wie seine Nachwirkung und seine Aktualität.

Dass ein innovativer, experimentell aufgearbeiteter Text so leicht und mit soviel Spaß zu lesen ist wie *The Autobiography of Alice B. Toklas* (Copyright 1933), stellt eine rare Ausnahme dar im Vergleich mit den Schwierigkeiten, die man gemeinhin im Umgang mit der damaligen literarischen Avantgarde – von E. E. Cummings oder René Char bis hin zu Marina Zwetajewa – zu bewältigen hat. Zu erklären ist dies wohl damit, dass Gertrude Stein die „Autobiographie“ nicht mit angestrengtem Formbewusstsein konstruiert, sie vielmehr in kürzester Zeit (und in der trivialen Absicht, „Geld zu machen“) improvisiert hat. Eben dies war ihr ingeniöser Kunstgriff: Auf künstlerische Qualität konsequent zu verzichten und diese Verzichtleistung gleichzeitig als Kunst zu praktizieren.

Steins ebenso simple wie riskante Versuchsanordnung besteht darin, ihr eigenes Leben in der fiktiven Ich-Form einer Zweitperson zu erzählen. Als Zweitperson setzt sie ihre langjährige Liebespartnerin Alice B. Toklas ein, in deren Namen und in deren nachgeahmter Diktion sie von sich selbst berichtet. Die reale Alice wird zur literarischen Maske einer fiktiven Gertrude, die nicht von sich aus (in der ersten



Gertrude Stein und Alice B. Toklas

Person) spricht, sondern sich (in der dritten Person) besprechen lässt.

Doch was wird gewonnen dadurch? Aus heutiger Sicht ließe sich vielleicht sagen, Gertrude Stein habe ihrer bescheidenen, literarisch völlig unbedarften Freundin eine autoritative, wenn auch fremdbestimmte Präsenz verleihen wollen, um sie vor Verkennung und Vergessen zu bewahren. Umgekehrt wäre zu überlegen, ob nicht die künstlerische Inanspruchnahme einer realen Person unter realem Namen einem Übergriff gleichkommt, dies auch dann, wenn die betroffene Person ihr Einverständnis dazu gibt. Denn die fiktive *Autobiographie von Alice B. Toklas* ist nichts anderes als die äußerst selbstgefällige Autobiographie der Gertrude Stein und als solche (nach dem Dafürhalten ihres Bruders Leo Stein) ein wilder „Wust von Lügen“.

„Wir sahen ständig Leute“, lässt Stein ihre Protagonistin an einer Stelle sagen, doch ständig Leute zu sehen, verleitet sie über rund 300 Seiten hinweg zu einem kaum je unterbrochenen Namedrop-

ping und zur Aufreihung beliebig vieler Anekdoten aus den dreißig Jahren, die der „Autobiographie“ vorausgingen. Zentraler Schauplatz des Geschehens ist Paris, genauer: das Künstler- und Literatenviertel zwischen Saint-Germain und Montparnasse, wo Gertrude Stein von 1903 bis zu ihrem Tod 1946 ansässig war, abgesehen allerdings von vielen Reisen und Ferienaufhalten sowie von längeren Absenzen während der beiden Weltkriege.

*

Die Autobiographie von Alice B. Toklas ist ein sprunghafter Erlebnisbericht mit manchen Wiederholungen und Rückblenden, die auch Gestorbenen – etwa Juan Gris – zu immer wieder neuen Auftritten verhelfen, ein Rapport ohne irgendwelche politischen Implikationen; die Optik bleibt verengt auf die rasch anwachsende eigene Kunstsammlung und den stetig expandierenden Bekanntenkreis, der einen Großteil der zeitgenössischen kulturellen Elite Revue passieren lässt – Maler, Plastiker, Architekten, Komponisten, Schriftsteller, Kritiker, dazu Verleger und Galeristen, im Mittelpunkt Künstler und Autoren, die heute als „Klassiker“ der euroamerikanischen Moderne rubriziert werden: Der Horizont reicht von Matisse, Braque, Picasso bis zu Delaunay, Erik Satie und Man Ray, von Max Jacob und Guillaume Apollinaire bis zu Sherwood Anderson, Ernest Hemingway und T. S. Eliot.

Doch sie alle werden ausschließlich impressionistisch erfasst, schnappschussartig, einzig aufgrund äußerer Merkmale – Augenfarbe, Körperbau, Gestik, Verhaltensweise. Als vorrangiges Kriterium scheint für Gertrude Stein alias Alice B. Toklas das subjektive Gefallen zu gelten: „nett“, „reizend“, „angenehm“, „amüsant“ oder auch „schön“ sollen ihre Freunde sein, und ein Gleiches trifft auf deren Werke zu. Auch sie müssen spontan „gefallen“, sollen möglichst bunt und dekorativ sein, „rührend“, „entzückend“, „wunderbar“ – bei der

engagierten Sammlerin nicht anders als beim kritiklosen Normalverbraucher künstlerischer Produkte. Auf das Gefallen folgt jeweils der Kauf, der Kauf macht die Werke zum Besitz, der Besitz ermöglicht die Ausstellung – Exhibition und Demonstration zugleich.

Von Gefallen und großzügigen Ankäufen ist in der „Autobiographie“ der beiden wohlhabenden Damen unentwegt die Rede, doch Bestand und Qualität ihrer daraus erwachsenden einzigartigen Sammlung bleiben unreflektiert, ein objektives Interesse daran wird nicht erkennbar, und auch was über die Künstler selbst berichtet wird, reicht über Anekdotisches nicht hinaus. „Wir tratschten eine Menge zusammen. Aber im Grund gab es wenig Neues.“ Dieser beiläufige Kommentar zu einer Begegnung mit Georges Braque trifft auf schlechterdings alle Künstler- und Literaturgespräche zu, über die Gertrude Stein zu berichten weiß. Man mag diese Oberflächlichkeit bedauern, doch unstrittig ist, dass sie ihren eklatanten Mangel an Sachverstand reichlich kompensiert hat durch ihr untrügliches Bauchgefühl für das Innovations- und Beharrungspotential der damals noch verkannten, von der Tageskritik verhöhnnten Jungkünstler.

*

Die Autobiographie von Alice B. Toklas war ein opportunistischer, aber doch auch ein experimenteller Befreiungsschlag, mit dem sich Gertrude Stein von ihrem unpopulären Image als formalistische Sprachkünstlerin (*Tender Buttons*, 1914; *Geography and Plays*, 1922; *The Making of Americans*, 1925) lösen und beweisen wollte, dass sie auch gut verkäufliche Unterhaltungsliteratur zu liefern vermochte. Der Versuch gelang und wurde zu einem literaturgeschichtlichen Wendepunkt. Die Autorin selbst war überrascht vom Erfolg: Tratsch wurde unversehens als Erzählkunst akzeptiert, und erstmals punktete die Avantgarde bei einem breiteren Publikum mit *human touch*.

Diese unbeabsichtigte Wende hat Folgen bis heute. Wer heute erfolgreich „schöne Literatur“ schreibt – egal, ob Prosa oder Lyrik – braucht auf Form- und Stilkunst, wie man sie in unterschiedlicher Ausprägung von Nabokov, Gracq oder Calvino kennt, nicht mehr zu achten; großformatige Tratschprosa dominiert mit Autoren wie Knausgaard, Fosse, Houellebecq, Ferrante die internationalen Bestsellerlisten, und ebenso hat sich Tratsch in lyrischer Darbietung weithin durchgesetzt, auch dort, wo sie, wie bei Mayröcker oder Erb oder Rinck, mit höherem Anspruch auftritt. ChatGPT wird diesen Trend zur Plauderbelletristik zusätzlich verstärken – *Die Autobiographie von Alice B. Toklas* gab dazu vor knapp einem Jahrhundert als genialisches Pionierwerk den entscheidenden Impuls.

Buch ohne Autor

U. D. Bauer, *O. T.* (2013)

U. D. (Ude) Bauer ist Autorin eines einzigen Buchs, freilich eines Buchs, dass sie nicht selbst geschrieben und das auch keinen Titel hat – erschienen ist es dementsprechend unter dem Kürzel *O. T.* (Ohne Titel) beim Verlag Die Andere Bibliothek. Ein Jahrzehnt ist seither vergangen. Das Werk ist weitgehend unbeachtet geblieben, auch ich hatte es damals übersehen. Ein neuwertiges, noch eingeschweißtes, also ungelesenes Exemplar davon fand ich unlängst in der Wühlkiste der Bahnhofsbuchhandlung in Zürich zum Preis von 3 CHF.

O. T. ist ein exemplarisches Produkt von *uncreative writing*, eine rund 250 Druckseiten umfassende Kompilation von lauter Fremdzitaten, fast dreitausend an der Zahl, die sich, von der Verfasserin geschickt arrangiert und bibliographisch vollumfänglich erschlossen, zu einem insgesamt kohärent wirkenden Plot fügen. Die Zitate reihen sich lückenlos aneinander, sind einigermaßen plausibel verbunden, auch wenn

sich an den Schnittstellen bisweilen markante Gedankensprünge und Stilbrüche ergeben.

Das von Ude Bauer erschlossene und eingesetzte Textmaterial entstammt mehrheitlich der höheren künstlerischen Literatur, zu großen Teilen dem klassischen Kanon, vereinzelt auch dem philosophischen Schrifttum, von der Antike bis ins frühe 21. Jahrhundert – von Ovid bis R. A. Moody, von Fan Chung-yen bis Samuel Beckett, Frank Witzel und zurück zum Protopopen Awwakum oder zum Hl. Thomas von Aquin. Es ist durchaus bemerkenswert, dass aus solch hehren Quellen fast ausschließlich Banalitäten und *Petites* geschöpft werden, derweil eigensinnige, provozierende, ironische, irgendwie bedenkenswerte oder auch bloß amüsante Sätze die Ausnahme bleiben.

*

Hier ein kleiner Auszug aus Ude Bauers *O. T.*: „Es gibt nur eine Wahl: die zwischen Gemeinschaft und Untergang, und wir müssen uns entscheiden. Ihre Bewandnisse sind leicht zu durchschauen. Warum sollte ich denn nicht auch mitspielen? Ich frage mich, was nun kommt. Nun bin ich dran.“ – Das sind fünf voneinander unabhängige Sätze aus fünf ganz unterschiedlichen Vorlagen, nämlich von Gustafsson, Thomas Mann, Stendhal, Joseph Conrad und Horváth, Sätze, die ebenso

Es ist durchaus bemerkenswert, dass aus solch hehren Quellen fast ausschließlich Banalitäten und Petities geschöpft werden.

gut der Trivalliteratur (oder auch der Alltagssprache) entnommen sein könnten. Eben dadurch unterscheidet sich Bauers Kompilation von einer traditionellen Anthologie – dass sie gerade nicht das Beste (die „Blütenlese“) zusammenführt, sondern einfach

das von Fall zu Fall Passende, das Anschlussfähige, das, was zumindest dem Anschein nach einen größeren gemeinsamen Kontext ergibt.

Am ehesten ist *O. T.* als ein Produkt des Copy-Cut-and-Paste-Verfahrens zu begreifen. Entsprechend diesem schon seit Jahrzehnten praktizierten Prozedere schneidet Ude Bauer Teilstücke (Zitate) aus vorliegenden Texten, um sie danach mit eigenem Zugriff und nach eigenem Gutdünken neu zu konfigurieren. Die Zitate als solche bleiben dabei exakt erhalten, werden also weder angeschnitten noch sonstwie verändert oder ergänzt, wie es bei der kompilativen Nachfolgetechnik ChatGPT der Fall ist.

*

ChatGPT hat nicht nur einen unvergleichlich weiten Einzugsbereich bezüglich des Textmaterials, sondern auch die Möglichkeit, dieses im Übrigen ständig sich verändernde Material beliebig zu verformen und zu vermengen. Der strenge Schnitt von Copy-Cut-and-Paste entfällt beim Bot – das Zitat wird nicht mehr als geschlossene Einheit behandelt, sondern bloß noch als Lieferant von Einzelkomponenten, aus denen ein gewünschter, jedes Mal anders gearterter Text generiert wird. Ein Schmier-effekt ersetzt den klaren Schnitt, der bei ChatGPT abgerufene Text lässt zwischen seinen Versatzstücken keine Abgrenzungen mehr erkennen.

Im Vergleich damit nimmt sich Ude Bauers Buch (und nimmt sich auch Copy-Cut-and-Paste insgesamt) schon heute, ein paar Jahre nach seinem Erscheinen im Sektor experimenteller Literatur, antiquiert aus. Dass sich die Kompilatorin von *O. T.* als *Autorin* des

Werks ausgibt, ist aus heutiger Sicht ebenfalls obsolet, sollte aber ihre angeblich zehnjährige Arbeit daran nicht vergessen lassen – nicht als enorme kombinatorische Leistung und auch nicht als angestrengter Vorlauf für den Chatbot, der inzwischen sehr viel mehr zu bieten hat, obwohl seine künstliche Intelligenz hinter jeglichem Kunstanspruch weit zurückbleibt. Bauers Bastelwerk *O. T.* ist als Fleißleistung zu respektieren, führt aber unabweisbar vor Augen, wie rasch die digitale Textproduktion nicht allein herkömmliche Schreibweisen, sondern auch avancierte analoge Techniken wie Copy-Cut-and-Paste überboten und entbehrlich gemacht hat.

Realitätserweiterung als Realitätsverweigerung

Clément Rosset, *Short Cuts* (2000)

Noch ein Buch aus der Wühlkiste – diesmal *Short Cuts* von Clément Rosset, Mitnahmepreis 2 CHF, eine Essaysammlung, die erstmals 1985 unter dem Titel *Le principe de cruauté* (Das Prinzip Grausamkeit) in Paris erschienen ist und im Jahr 2000 vom Verlag Zweitausendeins in deutscher Übersetzung herausgebracht wurde. Rosset, Philosoph und Schriftsteller, hatte bereits in den 1970er-Jahren drei Bücher über *das Reale* vorgelegt, einen von der Schulphilosophie zu Gunsten von Ideen und Idealen weithin vernachlässigten Topos, dem nicht zuletzt die konkrete Wirklichkeit und das gelebte Leben zugehören.

In den *Shorts Cuts* konstatiert und analysiert der Autor die *Grausamkeit des Realen*, die darin bestehe, dass uns die real erfahrene Lebenswelt entzogen bleibt, und dies – paradoxerweise – weil wir selbst uns ihr entziehen, die Konfrontation mit ihr vermeiden, da wir sie in ihrer Komplexität und Absurdität nicht akzeptieren können: Realitätsverleugnung, Weltflucht, Ideologie-, Utopie- oder Gottglauben, Skeptizismus, Apokalyptik, auch Suizid gehören zu

den gängigen Entzugsstrategien gegenüber der Widrigkeit des Realen.

Stets wird das Reale als defizitär und bedrohlich empfunden, weil es das Gute und Wahre und Schöne als *Illusion* ausweist; es ist „grausam“, weil es *ist* und weil ihm Gut oder Böse *egal* sind. Unbekümmert redet man von „ewigem Frieden“, „ewiger Liebe“, „ewigen Wahrheiten“; dass es all dies (wie noch viele andere Illusionen) in der realen Welt – d.h. in der Welt des Real-Konkreten – nicht gibt, macht das menschliche Leben unerträglich und führt *in jedem Fall* zur Inszenierung von Schein- und Phantasiewelten, in die man sich zurückzieht, um die Konfrontation mit dem Realen zu vermeiden.

Dieser Rückzug, gedacht als Bewältigung störender und inakzeptabler Realien, ist inzwischen zu einem weltweiten Triumphzug geworden – Clément Rosset hat von Fake News, alternativen oder postfaktischen Realitäten, Bubble-Bildung, Influencing und Verschwörungsdiskursen im Internet noch nichts wissen können, aber alles hat er vor Jahrzehnten nicht nur klar heraufkommen sehen, sondern auch als zutiefst menschliche, in keiner Weise aufhebbar Verfallenheit erkannt.

Die großangelegte heilsversprechende Lügenpropaganda, mit der (um nur dieses Beispiel hier zu nennen) sowohl Trump wie Putin Abermillionen von Followern für sich einnehmen, kommt einer Verlagerung von Realitäten in die abstrakte Ordnung einer möglichen, von der schlechten Wirklichkeit abgehobenen Welt gleich; sie bewerkstelligt (nun mit Rosset gesprochen) „die Ausrichtung des Begehrens auf eine Sache, die *alles*, nur eben nicht *real* ist, und gehorcht mithin einer *Anziehungskraft der Leere*“. Die von Putin wie von Trump und andern Potentaten angekündigte und angestrebte heile Welt wird absehbar in einer Katastrophe enden, und dennoch ist sie nicht Gegenstand der Angst, sondern des Begehrens.

*

Nach Clément Rosset ist das auf die „ans Wunder grenzende“ menschliche Fähigkeit zurückzuführen, jede Information über die real existierende Welt, „die sich nicht mit eigenen Erwartungen und Wünschen in Einklang bringen lässt, von sich fernzuhalten und nach Belieben zu ignorieren“. Rosset spricht von einer automatisch funktionierenden „Wahrnehmungssperre, die alles Streiten sinnlos macht und jeder Debatte ein Ende setzt – selbstredend auf Kosten des Realen“.

Mit andern Worten: Mehr und mehr tritt die reale Welt hinter gefakte Welten zurück, das Fake selbst gewinnt Realitätsstatus. Die Fatalität der weitreichenden Wahrnehmungssperre besteht darin, dass sie durch ihre Defizite und Fehler gegenüber der realen Welt nicht etwa an Widerstand verliert, sondern – umgekehrt – gerade dadurch zusätzliche Beharrungskraft gewinnt. Je dreister die Lügen, je peinlicher die Fehlritte der autokratischen Populisten sind, desto trotziger und nachhaltiger werden sie von ihrer Gefolgschaft unterstützt.

Wenn Rosset darin eine weit verbreitete „Art von Dummheit“ erkennt, die einerseits von ganz gewöhnlichem „Wahnsinn“ und andererseits von ganz gewöhnlichem „Hass“ aufrechterhalten werde, nimmt er vorweg, was sich inzwischen in den sozialen Medien auf breiter Front durchgesetzt hat: Hate speech, Shitstorms, delirierende Glaubensbekenntnisse und Verwünschungen. Mein antiquarischer Fund aus der Wühlkiste erweist sich jedenfalls als höchst hilfreich für das Verständnis der überkomplexen Jetztzeit und ihrer unterkomplexen Bewältigung durch ewiggestrige Rechthaber. Im Übrigen sind von Clément Rosset mehrere Werke in deutscher Ausgabe noch immer lieferbar.

Felix Philipp Ingold arbeitet als freier Autor, Übersetzer und Publizist in Zürich; jüngste Bücher: *Schreibweisen* | *Lesarten* (Essays, Moloko Print 2023), *Märzember* (Sprüche und Gedichte, Arco 2024).

Tosca-Kommentar

ZUM 100. TODESTAG VON GIACOMO PUCCINI
VON ALEXANDER KLUGE



„Ihre Freiheit bezahlt die Lust gern mit dem Tod“

Puccini starb 1924 an Kehlkopfkrebs. Zu allen Zeiten hat er Kette geraucht. Ein Arzt würde bestätigen, dass dies vermutlich die Ursache des Karzinoms war. Puccini selbst hielt dagegen einen Hühnerknochen, der ihm Jahre zuvor den Rachen irritiert hatte, für den Verdächtigen. Das Lustprinzip, ein unlogischer, tyrannischer Herrscher (aber auch eine der Quellen von Kunst und Musik), verbot ihm die Einsicht in die wahre Kausalkette. Wenn Puccini rechtzeitig einsichtig geworden wäre, sich zwanzig Jahre vor seinem Tod vor den Entschluss gestellt gesehen hätte, das Rauchen aufzugeben, hätte er dennoch von der Zigarette nicht gelassen. So bestürzend logisch

der Handlungsverlauf in seinen kompakten Musikdramen sich darstellt, so unfähig, wie ein Dompteur sein Seelentier zu zähmen, war dieser emotionale Meister.

Meine erste Oper, die ich besuchte, war Puccinis *Tosca*

Eines Tages – es war schon im Krieg – hatten meine Eltern beschlossen, mich erstmals in das Stadttheater zu schicken. Es wurde aber in jener Woche *Margarethe* von Gounod gegeben. Nein, sagte mein Vater, da können wir den Jungen nicht hinschicken, da geht es um einen Kindesmord. Die Handlung der Oper entspricht Goethes *Faust* erster Teil. Gretchen tötet das Kind, das sie von Faust empfangen hat. Vielleicht wird unser Junge sich an der Musik orientieren, meinte meine Mutter, er wird die problematischen Stellen gar nicht bemerken? Das ist zu gefährlich, antwortete mein Vater, der insgesamt strenger dachte, wenn er auch die Musik mehr liebte; das schieben wir auf, sagte er, demnächst kommt *Tosca*.

So sah ich als Erstes statt der zensierten *Faust*-Oper die wohl dramatischste italienische Oper, in der an einem einzigen Tag alle Protagonisten aneinander sterben. Für den Kinderverstand wenig aufbauend. Ich habe nach diesem Einstand in meinem Leben nicht aufgehört, Opern zu hören, und in meinem Beruf später die Operngeschichte mit den Mitteln des Films und der literarischen Erzählung zu paraphrasieren versucht. Solche Zuneigung entsteht nicht allein durch die Musik, sondern auch durch die Beobachtung, dass andere Musik lieben, in meinem Fall durch die Autorität meines Vaters. Sie beruht auch nicht auf dem einmaligen Erlebnis der *Tosca* (inzwischen habe ich 20 Erzählungen und mehrere Filmszenen dazu entwickelt), sondern vor allem darauf, dass gewohnheitsmäßig mein Vater an jedem Sonntag um 15 Uhr im Rundfunk eine Oper hörte, während er dazu seine Arztrechnungen schrieb. Das war eine bunte Mischung aus *Die lustigen Weiber von Windsor*, *Die Meistersinger von Nürnberg*, *Rigoletto*, auch *Hochzeitsnacht*

im *Paradies*, eine Berliner Operette, dann aber die Schwerkichte *Carmen*, *Otello*, *Samson und Dalila* – Findlingsblöcke jenseits des Kinderverstandes und nur durch die väterliche Autorität im Realismus befestigt. Man merkt hier: Im freien Gelände kann Liebe zur Oper, Liebe zur Musik sozusagen nicht spontan entstehen oder nicht sich äußern, wenn nicht eine Bezugsperson oder aber ein öffentliches Opernhaus zur Verfügung stehen, die das Gefäß bilden, in dem sich die Zuwendung entwickelt. Es muss ernsthafte Orte und Personen geben, um den Kinderwunsch zu binden. Dagegen ist wiederum herablassender, pädagogischer Rabatt nicht erforderlich. In einer gut komponierten, kindernahen Oper wie Humperdincks *Hänsel und Gretel* habe ich leichter geweint. Meinen Wunsch danach, „mehr Opern zu hören“, hat das nicht gesteigert.

Ich glaube daran, dass der Ernst, den die Opern ausstrahlen können – sogar wenn es sich um sogenannte Komische Opern handelt –, sich auf den Kinderverstand überträgt, nämlich einen Attraktor erzeugt, der mit keinem der Attraktoren identisch ist, die in den neuen Medien stecken. Die Wahrnehmung dieses Ernstfalls ist unabhängig von dem Verständnis des Ernstfalls. Kinder verstehen auch, was Tod ist, ohne dass man ihnen das erklärt oder dass sie Einzelheiten begreifen. Sie besitzen ein unverstelltes, direktes Ahnungsvermögen. Die Musik und das handlungsbezogene Musiktheater antworten darauf. Also soll das Verhältnis von Kindern und Oper nicht mit Kompromissen bestimmt, sondern als eine gegenseitige Herausforderung verstanden werden. Die Kinder bestehen sie sehr wohl.

Xaver Holtzmanns Projekt: „Imaginärer Opernführer“

Der Redakteur der Berliner Ausgabe der *FAZ* war zu mehr Neugierde berechtigt, als man in den Tageszeitungen mit großen Namen vermutet. So hat er auch den relativ wenig

bekannten Xaver Holtzmann entdeckt, dessen Publikation *IMAGINÄRER OPERNFÜHRER* mit einer Auflage von 600 Stück ausverkauft war.

– Was ein Opernführer ist, wissen wir, was aber soll heißen: „imaginär“?

– Ich frage: Welche Opern gibt es nicht? Wir verfügen im 20. Jahrhundert über opernfähige Stoffe, auch in allen übrigen Jahrhunderten gibt es Stoffe, die der ernsthaften Bearbeitung, also einer Oper, einem „Werk“, würdig sind, aber für gewisse Stoffe gibt es Opern und für gewisse nicht. Das hat mich interessiert. Darauf orientiere ich eine Forderung oder ein Raster. Warum gibt es nicht, wenn die Operngeschichte über etwa achtzigtausend Opern verfügt, die Chance, etwa siebenhundert weitere Opern herzustellen, die zur Wiedergabe des Erfahrungsgehalts unserer Zeit fehlen?

– Deshalb Ihre Projekte?

– Jawohl. Ich schlage Projekte vor, weil man gegen die Stummheit nur durch praktische Projekte ankämpfen kann.

– Für den Stoff *Tosca* haben Sie siebenundachtzig Opern angefordert?

– Nicht ohne Grund. Polizeichefs in der Welt gibt es zur Zeit 88.400. IM LAUFE DER ZEIT entsprechend mehr. Wenn Sie historisch zurückgreifen, so finden Sie eine üppige Artenvielfalt. Je nachdem muss man die Tragödie der *Tosca* verschieden behandeln. Mein Buch ist eine Landkarte, in der sich Komponisten und Librettisten orientieren sollen.

– Sollen oder können?

– Vom Können hängt es ab.

Kleinwüchsige Frau mit hochhackigen Schuhen

Hier eilt die Opernsängerin heran. Sie wird heute Abend die Rolle der *Tosca* singen. Da sie untersetzt ist, trägt sie hochhackige Schuhe.

Sind Texte von Kafka gefälscht? +++ Deutscher Buchpreis für Martina Hefter +++ Wie Alice ins Wunderland kam +++ Die lesenswertesten Bücher im Dezember +++ Vorstufen zu Prousts „Recherche“ in Paris entdeckt +++ Clemens J. Setz über UFOs +++ Als Daniel Defoe am Pranger stand +++ Boualem Sansal verhaftet +++ Was es bedeutet, in gendersensiblen Zeiten einen Roman zu schreiben +++ Müssen Texte von Philip Roth bald brennen? +++

**Nachrichten von Büchern und Menschen
im Netz unter www.volltext.net
oder täglich als Newsletter in der Inbox**

VOLLTEXT

In sich, unbeachtet, trägt sie ein kleineres Gefühl mit Namen: GLEICH FÄLLST DU HIN. Es liegt verborgen unter der leidenschaftlichen Hingabe, der Mordlust im ausweglosen Moment, die zur Rolle der Tosca gehören, ist durch die Gefühle der Aida verdeckt, von denen sie in der vorigen Saison sang. Dennoch hat es Macht, Kraft und Ahnenfolge.

Als wir noch Reptilien waren, kannten wir keine Gefühle, sondern ausschließlich Aktion. Ruhen – Warten – Angriff oder Flucht.

Dann kamen die Eiszeiten. Als es auf dem blauen Planeten sehr kalt wurde, dachten wir oft sehnsüchtig an die Urmeere von 37 Grad Wärme. Wir lernten Gefühle zu haben, nämlich zu sagen: zu heiß, zu kalt.

Das zu unterscheiden und Sehnsucht zu haben: das ist das, was die Gefühle können. Alles andere ist Kombination.

Meine Großeltern waren einfache Bauern. Bis zu Christi Geburt sind es 64 Billionen Ahnen. Jeder dieser Ahnen ist mit einem Baumkletterer verwandt, auf den alle Vorfahren zurückreichen und dessen Gefühle, wie Einschlafen, schmeckt gut, Beißen, Auweia usw. jeweils ihren AHNENSTAMM auf ein einziges Gefühlspaar zurückführen: heiß/kalt.

Die Rippe Adams war nämlich übergroße Sehnsucht, als es kälter wurde. Siebenunddreißig Grad in den warmen Wassern der Urmeere. Das konnten wir nicht vergessen, daran erinnern wir uns in der Kälte, dieses Feuerchen entzündeten wir in unserem Inneren. Die Vorfahren davon sind die Schwingungen in den Farben der Atome. Insofern ist die Musik älter als das Gefühl.¹

Konstellation zweier Dramaturgien – jede aus einer anderen Welt – bei der Premiere der *Tosca*

Zur Uraufführung von *Tosca* sind am 14. Januar 1900 der König von Italien, Umberto I., mit der Königin im Opernhaus von Rom eingetroffen. Prospero Colonna, der Bürgermeister von Rom, begleitet das Königspaar. Leibwächter stehen um den König herum. Sechs Monate später, im Juli, wird ein Attentäter diesen König töten. Jetzt nimmt er in einer Suite gleich neben seiner Loge ein alkoholisches Getränk zu sich.

Unmittelbar vor Beginn dieser Premiere trifft eine Meldung der Polizeibehörde bei der Direktion des Opernhauses und – parallel – bei den Adjutanten des Königs ein. Es gäbe Nachrichten, dass während der Aufführung ein Attentat geplant sei. Vermutet wird ein Dynamitanschlag. Die für Attentate zuständige Polizeiabteilung rät, die Vorstellung abzusagen. Dazu kann sich weder der Monarch noch die Direktion des Opernhauses entschließen. Sie wollen die Aufführung wagen.

Das Opernhaus bildet einen Gesamtraum, wenn man das Geschehen auf der Bühne und das Geschehen im Zuschauer-raum addiert. Die folgenden Stunden rivalisieren in diesem Raum zwei voneinander getrennte Formen emotionaler Un-

ruhe. Die eine beruht auf der dramatischen Handlung der Oper, die andere auf der aktuellen Gefahr, die sich inzwischen im Hause herumspricht.

Die Oper beginnt mit einem Einsatz von Pauken und einem dramatischen Absturz von Kadenzen, wie ein „emotionaler Wettersturz“. Dennoch entsteht schon in der achten Minute der Oper, der Sänger des Cavaradossi hat seine Kantilene an die Kunst angestimmt, eine Unruhe, die für einen Aufruhr oder für den Anfang einer Attentatshandlung gehalten wird. Der Dirigent bricht die Aufführung ab. Tatsächlich sind nur Zuschauer zu spät eingetroffen, suchen nach ihren Plätzen, die Nervosität im Raum veranlasst andere Zuschauer die Störer anzuzischen. Die Uraufführung muss neu beginnen. Die Spannung im Raum löst sich erst in dem langandauernden Applaus, der das Finale des ersten Aktes, tatsächlich eines der dramatischsten Beispiele für ein Finale in der Operngeschichte, beantwortet.

Scarpia als Männerkörper

Die Hitze des Tages vorauswissend, ist der Polizeichef im Palazzo Farnese früh gegen fünf Uhr erwacht. Ein Schweißfilm zieht sich über den Körper, obwohl es noch kühl ist. Er betrachtet, das dünne Laken zurückgeschlagen, die unter der Bauchwölbung verborgene Schwellung des Verdauungstrakts, er kann keine Einheit unter diesen Gerätschaften stiften. Über dem Magentopf der Blasebalg, Luft von den Albaner Bergen; daran zu ermitteln, dass Scarpia lebt, ohne Zutun hebt und senkt sich dieser Körperteil, vom Polizeichef überwacht. Scarpia erhebt sich, wäscht den Schweißfilm hinweg. Die Augenpartie klar, ohne exzessives Interesse. Einheitsstiftend ist das Staatswesen, an dessen Rändern Bonaparte „rüttelt“, dies ein metaphorischer Ausdruck für das rasche Hin- und Hermarschieren französischer Truppenkörper, marschierende Motive und insofern, als Körper gesehen, jetzt früh fünf Uhr vermutlich schon unterwegs.

Wenn Scarpia sich den Rüssel bewaffneter Kolonnen, Beine, Verdauungsapparate, Köpfe auf Halsen, diese auf Wirbelsäulen, diese verlängert zu Ranzen, Waffen, vor Augen hält, gewinnt er hieraus, also vom Gegner, einheitliche Motive für die auseinanderstrebenden Gefügigkeiten seines morgendlichen Leibes. Er fasst die Morgenröte über der römischen Stadt in den Blick; sie findet sich jenseits der seidenbezogenen Wand des Palazzo Farnese, ist für den wacher werdenden Sinn vorstellbar und trägt zur Vereinheitlichung bei, auch wenn Scarpia davon nichts sieht.

Die französischen Soldaten tragen zur Zeit ihre für den Krieg überflüssigen Geschlechtsteile wie die Tornister als Ballast aus Jahrtausenden, Marschgepäck für die Besetzung Roms heran, haben nicht die Zweifel des Polizeichefs, ob die Harnröhre tatsächlich als Genussorgan deutbar wäre, ohne dass er so etwas brauchte, um die Überblicke zu gewinnen; er kann es

aber auch nicht abtrennen, so wie er eine seiner Sicherungsabteilungen schließen, Befehle an Untergebene delegieren und vergessen kann. Vielmehr drückt die Kotsäule links und verfügt eine Schwellung des Gliedes, die Scarpia am Pinkeln hindert, ohne dazugehöriges lusternes Gefühl, das Glied groß und geschwollen aus mechanischen Gründen eines Missverständnisses unter den Organen. Der Herrschende ist dissoziiert, die Gehorchenden sind assoziiert.

Scarpia könnte jetzt, wenn er das für wichtiger hielte als etwas anderes, zum Beispiel wie man Sbirren auf Verdacht auf einen Kontrollgang sendet, das aufgestöberte Wild wird sich verraten, durch eine Manipulation die mechanische Spreizung des Organs nutzen, indem er sich zum Beispiel zwingt, an die göttliche *Tosca* zu denken. Er müsste dazu sich vorstellen, dass die Sängerin wiederum ihn ansähe oder an ihn dächte, wiederum wäre dies ein Missverständnis, das auf den Moment geeignet wäre, ein Lustgefühl zu erzeugen, das gereizte und durch Nichteinheit des Körpers bedrängte Glied besänne sich auf seine mittelalterliche Fähigkeit, unternähme einen Ausbruchversuch. Darauf vermag der schlaue Scarpia zu verzichten. Einheitsstiftend ist nicht dies, sondern, anknüpfend an die reale Tosca, die gewiss nicht an den Polizeichef denkt, die reale Erpressung der Stolzen, die eine mächtige Person ist durch die Divinität ihrer Stimme, nicht dazu da, Geschlechtslust zu erwecken.

Tags darauf kommt ihm das, worauf er verzichtete, in die Quere, als er Tosca in seinem Amtszimmer eingesperrt hat und auf sie einspricht, was ihn in ihre Nähe bringt. Sie kniet vor ihm, so dass er, ihre göttliche Stellung umgehend, ihr in den Rücken gelangt (und das sieht unziemlich aus, dass er sie vor sich kniend sieht, sie aber auf den Knien herumrutscht, um ihm wieder frontal zu begegnen). Er gibt ihr einen leichten Schubs, sie aber fällt nach vorn, in eine von Sbirren in ihren Berichten gelegentlich ausgemalte Stellung, die er, wäre die Hose inzwischen aufgeknöpft und hielte sie weiterhin still, in frühzeitlicher Weise nutzen könnte, so als wäre er ein Hase, ein französischer Soldat in einer Kampfpause usw. Dadurch ist aber das in der Hose steckende Glied an seiner Spitze mit einer Flüssigkeit verschmiert, die nicht Same und nicht Urin ist, eine Gleitflüssigkeit, aber in der nicht einfach zu öffnenden Seidenhose gleitet dadurch nichts, so dass Scarpia, über die Eigenmächtigkeit seiner Natur verärgert, den Zauber der Diva nicht mehr erblickte und die Lust verlor. Er führte deshalb zwar den Erpressungsversuch zu Ende, nicht aber die betrügerische Verführung.

Er tat das, um seinen Kopf durchzusetzen, der dem Glied schon seit dem frühen Morgen widerstand. Daran starb er, ohne noch den ursprünglichen Grund zur Verfügung zu haben, den fremde Beobachter seinem Tun unterlegt hätten. Er hätte die Sache auch ohne Toscas Messer zu keinem Ziel gebracht. Es war eben nirgends *sein* Ziel, sondern es waren Ziele der *Sache*, die in verschiedenartige Angelegenheiten zerfiel, sobald sie praktisch zu werden drohte. Wäre er an diesem

Abenteuer nicht gestorben, so hätte er sich durch Impotenz blamiert. Er konnte in seiner letzten Stunde *überhaupt nicht wollen*: der Tod nur ein anderes Übel gegenüber dem Versagen. Er trug keinen „Marschallstab im Tornister“. Genau hieran starb Scarpia, sozusagen an einer Verwirrung.

Tosca neigte zur Eifersucht

Es ist bekannt, dass die göttliche Tosca sich sehr leicht zur Eifersucht hinreißen ließ, entweder, weil sie in vielen Opernrollen den Ausdruck dieses Gefühls erlernt hatte, anderen Ausdruck hatte ihr niemand vermittelt, so dass, aufgereizt wie durch den Taktstock des Dirigenten, dieser Ausdruck selbsttätig absplute, sei es, dass sie – das Älterwerden schon in ihren Gedanken vorwegnehmend – ihren Tod so sehr fürchtete, dass sie eine momentane Schmälerung ihres Herrschaftsbereiches nicht dulden durfte und den abtrünnigen Mario sogleich mit Polizeigewalt überfiel, wie es auch die Polizei Roms Staatsfeinden gegenüber nicht anders machen würde. Diese Schwäche Toscas bezog Scarpia ein, als er ihr den Fächer der Schwester Angelottis vorwies, in Kenntnis dessen, dass die Diva keine Ruhe geben würde, ehe nicht der elende Mario, der sie doch bald endgültig verlassen würde, in der Folterkammer säße, bis zur Aufklärung der Herkunft des Fächers.

Nun lässt sich eine hochbegabte Primadonna, ähnlich wie von dem selbsttätigen Ablauf ihres sogenannten Gefühls, auch zur Rolle der Unerschütterlichkeit erziehen. Sie ist dann nicht zu demaskieren. Niemand, auch Scarpia nicht, hätte die Macht gehabt, die Maske ihres Tuns vor der Katastrophe zu lüften. Dadurch, dass die Eifersucht sie hinderte, ihre spezifische Kompetenz – das Rollenspiel – einzusetzen, war Scarpias Tod vorherbestimmt, zuzüglich zu Mario Cavaradossis Tod und Toscas Ende.

Tosca als Polizeichefin ihrer Gefühle

Als Polizeichefin ihrer Gefühle, besaß Tosca – selbst gegen Hauptgefühle wie ihre Eifersucht – Gegenmittel. Sie hätte, irritiert über einen in der Erregung des Augenblicks falschen Atmer, der ihr das enge Empirekleid aufrisse, während der Folter Marios ihr Geständnis noch eine dreiviertel Minute zurückhalten können. Nach dieser Zeit fiel nämlich ihr Held in Ohnmacht. Dann nämlich hätte der römische Richter, der die Folter leitete, in Blickkontakt mit der außerhalb dieses Amtszimmers recht mächtigen Diva, die Folter abbrechen lassen. Dann wäre das Geheimnis des Angelotti-Verstecks der römischen Polizei nicht bekanntgeworden. Tage später rückten französische Kürassiere in die Stadt, das Drama wäre entfallen. Auch hierin haben Tosca und Mario den tragischen Ausgang nicht vermieden, da jede andersgeartete Handlung zum Älterwerden der Sängerin, einem intimen unlösbaren Streit

der beiden oder zu wechselseitiger Gleichgültigkeit geführt hätte. Die Opernhandlung kann nicht fortgeführt werden, wenn das Kleid reißt.

Tosca und der Richter

Der das Folterverhör leitende Richter hatte übrigens seine eigenen Überlegungen angestellt. In dem Folterkabinett angekommen, in dem einer der Maskenbildner dem Tenor rote Farbe über Stirn und Backen kleckerte, der Inspizient im Seitenwinkel der Pappbühne aus der Partitur die Schmerzensschreie dirigierte, der Agent Roberti war mit dem Öffnen der Bühnentür, was nur von außen gelingt, beschäftigt, bedachte der Richter die künftigen Zeiten, in denen die am Hof zu Neapel höchst angesehene Tosca der Königin einige Worte über sein Verhalten in der Folterkammer zuflüstern könnte. Die Königin entschied über seine Karriere. Er war an dem schändlichen Auftrag, den er auszuführen hatte, desinteressiert. Sein Blick, beim Verlassen von Scarpias Arbeitszimmer, den er mit der Göttin tauschte, war deshalb beschwichtigend: „Ich werde nicht mehr tun, als den Buchstaben der Bestimmungen zu erfüllen. Keinen zusätzlichen Schmerz sollen die Unterknechte zufügen dürfen.“ Er versprach gewissermaßen sachgerechte Ausführung. Er hätte Cavaradosses Leben geschont.

Die Göttin aber meinte Gründe zu haben, die sie hinderten, ihrem berechnenden heimlichen Anhänger zu vertrauen. Sie erkannte nicht dessen langfristige Interessen. Daran mussten sie, ihr Geliebter und Scarpia sterben.

Scarpia/Tosca. Tausch der Charaktere

Wie ein geldgieriger Affe erlernt eine Primadonna die von ihr vorzuführenden Charaktere. Diese sind ohnehin Nebensache zur wirklichen Bewegung der Musik. So kann Tosca, die sich auf der Bühne ja nicht selbst zusieht, sondern Scarpia vor sich hat, die inneren Vertragssysteme Scarpias besser kennenlernen als dieser selbst, denn in dem Polizeidirektor von Rom sind diese Eigenschaften historisch entstanden, sie tragen das Schwergewicht dieser wirklichen Verhältnisse in sich, das auf der Unterseite Gegencharaktere erzeugt, so dass Scarpia keineswegs Scarpia ist, wenn er sich zu spielen versucht: sie aber, als Gegenspielerin, wäre in der Lage, ihr Gegenüber zu *spielen*, unbelastet um das Erdengewicht des Charakters.

Einmal in seinem Leben nämlich wollte Scarpia nicht mehr hinsehen müssen, seinen Kopf oder Körper ganz verlieren (aus Wiedersehensfreude, wie ein Finder), im Grunde aber wollte er Verträge einhalten. Dazu musste er den Grundvertrag des alten Regimes mit *Gewaltsamkeit* verteidigen, was doch das alte Regime nicht auszuhalten vermag. Als unwirkliche Maske, bloß erlernt, vermag dagegen Tosca diese Charakterzüge rein darzustellen, mit entdramatisierender Wirkung.

Es wird niemand vorzeitig sterben, falls sie Scarpia spielt. Und ein Stück ewiges Leben rückt in die Nähe des Polizeiamtes.

Würden Tosca und Scarpia als Paar zueinander passen?

Tosca indessen ist ein eiskaltes Luder. Anders gesagt: Diva, eine Göttin. Sie sieht die genitalen Verwirrungen des Scarpias, so als trüge er keine Kleider, sie bringt Grund in seine Tagesbemühungen. Es ereignen sich ja in diesem Junggesellen zeitrafferische und einige zeitdehnende Bewegungen, er hätte gern an diesem Tag ein Stück ewiges Leben zu sich genommen, und die Ungeduld des ungewohnten Genusses (was versteht der überbeschäftigte Mann davon) zerreißt ihm das Herz. Hier kann die kluge Tosca helfen, die schon immer als musikalische Lehrerin auftrat und ihren einheits- oder tagesstiftenden Zauber eben nicht nur bei einem verwöhnten Jüngling, sondern bei diesem brachliegenden Ganzmann zur Anwendung zu bringen weiß. Weiß sie doch auch, dass sie ihr Reich der Kunst nicht als Republik der Lust, sondern nur als Monarchie einrichten darf, da sie sonst ausgeraubt wird von der jüngeren, recht lernfähigen Tazzi.

Sie opfert deshalb den ohnehin verlorenen Angelotti, zusätzlich den dummen Hund Mario, der sich – ohne Rücksicht auf sie und mit geringer Lust, wenn er doch eigentlich Ölgemälde malen will – in politische Händel verstrickt hat, und gewinnt durch rechtzeitigen Verrat und Liebkosung (nur beides gemeinsam bildet Zauber) das Vertrauen des alternden Mannes, auch wenn sie ihn später gegen einen napoleonischen General tauschen wird.

Der Gastsänger

Der Gastsänger, der an diesem Abend den Scarpia zu gestalten hat, kommt aus einer Reihe von Vorinszenierungen dieser Oper, die den Scarpia als dicklichen Gewalttäter auffassen. Historisch vermutlich ein Irrtum. In dieser groben Verfassung wird ihm Rom nicht gehorchen. Unter Sbirren und Gegen-sbirren wird über ihn getuschelt worden sein. Man wird der Königin berichtet haben, dass dieser Gewaltmensch sich persönliche Vorteile verschafft. Mag er tüchtig in der Exekution von Staatsfeinden sein, er bedroht den Hof selber und wird sich vom Usurpator, der über die Alpen heranzieht, in seiner Unbeherrschtheit nicht unterscheiden.

Ein Polizeichef im Palazzo Farnese steht ja selber unter Aufsicht, wenn er nicht Standesherr ist. Es müsste in der Inszenierung zumindest gezeigt werden, wie der Aufsteiger die Contenance eines Standesherrn zu *imitieren* sucht. Behängt wie ein Bäumchen mit selbstverschafften Eigenschaften, wird er erst diese Maske erwerben und sich danach erst luxuriösen Lüsten wie der nach Tosca hingeben.

Im geschäftigen Betrieb des Operntrakts herrscht in keinem der Stockwerke, und auch nicht an den verlassen Stellen der Hinterbühne, die Ruhe für eine beobachtende Haltung. Was eben noch wie ein hallenartiges Gellass oder eine Schlucht zwischen dem Schiff des Fliegenden Holländers, das im Voraus für den kommenden Abend aufgestellt ist, aussieht, ist im zweiten Akt die Rückwand des Palazzo Farnese.

Die Zone hinter den Augen des Polizeichefs von Rom?

Diese Augenhintergründe *beider Sizilien* prüfen das Zeitalter, von dem Scarpia zwanzig Jahre im aktiven Dienst als oberster Aufpasser in seinem Hirn gespeichert hat. Feinde nennen ihn: „das Gedächtnis“, ein lebendes Dossier, das die Berichte der Sbirren nicht lesen muss, um Vorgänge im römischen Bezirk zu erraten.

Wir haben hier eine lebende Maschine, für ein anderes Zeitalter konstruiert als dasjenige, das der Zertrümmerung anheimfällt. Traurigerweise ist dieser Augenhintergrund der Rolle durch den Routine-Scarpia, der sich auf dem Bühnenvordergrund bewegt, überläßt. Er selbst ist hager, hat sich aber unter das Kostüm Decken und Verpackungsmaterial aus luftgefülltem Plastik wickeln lassen, um voluminöser zu erscheinen, weil er annimmt, dass Gewalttäter korpulent seien, während doch das Gegenteil der Fall ist.

Schütten Sie mir, sagt er zu dem Inspizienten (und während er redet, vermag der Augenhintergrund nicht zu arbeiten), etwas Selters in diesen Saft, der den Wein markieren soll. Die Sauerkeit schnürt mir die Stimmbänder zusammen. Ich brauche sie noch heute Abend.

Die Requisiteure tragen den Sprudel heran. Schon hebt sich der Vorhang. Der Sprudel erreicht Tisch und Glas nicht mehr. Der exekutierende Sänger: auf nichts anderes konzentriert als die einstudierten Bewegungen und die Stimme. Durch einen stimmungsgewaltigen Bauernburschen hindurch blickt aus dem untätigen Augenhintergrund der historische Scarpia wie ein Gast in die körperliche Welt.

Die Handlung der Oper / Tsunami der Emotionen?

Die literarische Vorlage für das Libretto von Giuseppe Giacomini und Luigi Illica stammte von dem französischen Dramatiker Victorien Sardou. Sein Stück hieß „La Tosca“ und wurde erstmals 1887 auf die Bühne gebracht. Die Handlung der Oper spielt an einem Tag und in der darauffolgenden Nacht zur Mitte des Monats Juni 1800 in Rom – sie umfasst ungefähr sechzehn Stunden. Der historische Hintergrund ist die Schlacht bei Marengo, bei der Napoleon am 14. Juni 1800 gegen die österreichischen Truppen einen Sieg errang. Rom ist vom Königreich Neapel

besetzt. Dieser Staat, *das Reich beider Sizilien*, wird regiert von Ferdinand I. und Maria Karolina, der Schwester der in Paris hingerichteten Marie Antoinette. Der Polizeichef Vitellio Scarpia, Vertrauter des Königspaares, ist für die öffentliche Sicherheit verantwortlich. Das Regime ist konterrevolutionär, rachsüchtig.

Das Stück beginnt in einer Kirche, in die sich der politische Gefangene Angelotti nach seiner Flucht aus der Engelsburg begibt. Er war dort als Republikaner inhaftiert. In dem Gotteshaus Sant'Andrea della Valle begegnet er dem Maler Cavaradossi, der dort ein Bild der Maria Magdalena malt, ausgestattet mit den Zügen einer Frau, die er Tage vorher betend an dieser Stelle gesehen hatte. Bei der Person handelte es sich um die Schwester von Angelotti, die den Ort vorbereitete für die Flucht ihres Bruders und dabei Frauenkleider versteckte, mit denen er sich verkleiden kann. Cavaradossi, ein Bekannter von ihm, ermöglicht ihm den Zugang zu seiner Villa und teilt ihm mit, dass er sich bei Gefahr in den Brunnen zurückziehen kann, in dem sich eine weiträumige Nische befindet.

Der Maler ist mit der Sängerin Floria Tosca liiert, die ihn im ersten Akt in der Kirche aufsucht und eifersüchtig wird, als sie das Bild der Maria Magdalena sieht. Sie ahnt, dass sich ihr Geliebter von einer anderen Frau hat inspirieren lassen. Zu diesem Zeitpunkt kursiert noch die Nachricht in Rom, dass Napoleon die Schlacht bei Marengo verloren hat. Tosca soll am Abend auftreten, um mit ihrem Gesang den Sieg der Koalition zu feiern. Danach betritt der Polizeichef Scarpia die Kirche. Er geht davon aus, dass Angelotti sich an diesen Ort geflüchtet hat, findet einen Fächer und schöpft Verdacht. Er sieht die Zusammenhänge zwischen dem Geflüchteten, dessen Schwester, Cavaradossi und der Sängerin. Er stachelt die Eifersucht von Tosca gegenüber ihrem Geliebtem an, schickt seine Vertrauensleute zur Villa des Malers, der dort festgenommen wird.

Im zweiten Akt kommt es im Zimmer von Scarpia im Palazzo Farnese zu einem doppelten Verhör. In einem Nebenzimmer wird Cavaradossi gefoltert, damit er verrät, wo Angelotti sich aufhält. Der Polizeichef hingegen setzt in seinem Raum Tosca unter Druck, um Informationen über den entflohenen Gefangenen zu bekommen. Die Sängerin hört die Schreie ihres Geliebten und sagt schließlich: „Im Brunnen ... im Garten...“ Der erschöpfte Cavaradossi wird ins Zimmer von Scarpia gebracht. Ein Gendarm überbringt die Nachricht vom Sieg Napoleons bei Marengo, woraufhin der Maler eine Arie über die Freiheit singt. Damit verrät er seine politische Haltung. Cavaradossi wird abgeführt und soll hingerichtet werden. Tosca vereinbart mit Scarpia, dass ihr Geliebter bei der Exekution nicht getötet wird. Außerdem bekommen die beiden freies Geleit für eine Flucht. Im Gegenzug verlangt der Polizeichef von ihr sexuelle Leistungen. Tosca ersticht ihn.

Im dritten Akt, der auf der Plattform der Engelsburg in Rom angesiedelt ist, treffen sich die Sängerin und Cavaradossi wieder, der dort hingerichtet werden soll um vier Uhr früh. Tosca erklärt ihm, dass er nur scheinbar getötet werden soll. Sie betrachtet die anschließende Hinrichtung wie ein Theater-

stück; als sie sich dem am Boden liegenden Cavaradossi nähert, realisiert sie, dass er tot ist. Tosca bringt sich um, indem sie von der Engelsburg springt.

Handlung und Musik der Oper sind eng aufeinander bezogen. Die Arien treiben das Geschehen voran. Gesang und Geschichte bilden eine Einheit, die verstärkt wird durch den historischen Hintergrund. Die Zuspitzung des Konfliktes ähnelt den Methoden melodramatischer Spielfilme. Verismus bedeutet bei „Tosca“, dass die Handlung in einen geschichtlichen Kontext integriert ist, der den Tatsachen entspricht. Ohne die Kenntnis der historischen Ereignisse wäre die politische Ebene sinnlos und die Oper nur gültig auf der Ebene der amourösen Leidenschaften – die Freiheitsarie von Cavaradossi wäre ein Ornament. Puccinis Stück aber entfaltet seinen Reiz dadurch, dass die Charaktere ihren subjektiven Gefühlen folgen und gleichzeitig teilnehmen an der kollektiven Geschichte. Der Polizeichef Scarpia entfaltet seine dämonische Wirkung, weil er seine sexuellen Instinkte mit rechtlichen Mitteln durchsetzen will. Der Kulturwissenschaftler Joseph Vogl schildert das neptunische Element der Oper, wenn er auf die Gefühle zu sprechen kommt, die „alles überschwemmen“ können. Das Stück enthält ein börsenähnliches Komprimat an tragischem Geschehen, ist die radikalste Darstellung eines *Endes mit Schrecken*. Alle Intensität liegt auf der inneren Linie, der des „Bürgerkriegs der Emotionen“.

Landkarten der starken Gefühle

Auf einer Landkarte der Liebe müssten sich statt der Ortsbezeichnungen Namen von Frauen und anderen Liebenden finden. Anna Karenina, Norma, Prinzessin von Clèves, Tosca, Manon Lescaut, Luise Miller...

Dass die Schicksale durchschnittlicher Menschen auf einer solchen Karte unterrepräsentiert wären (weil sie seltener Gegenstand von Romanen, Dramen, Opern oder Filmen wurden), müsste ausgeglichen werden durch Denkmäler, die an zahlreichen Stellen für sie eingezeichnet werden. Die Kontinente, Provinzen und Landschaften wiederum tragen die Namen der verschiedenen Strömungen des Begehrens. Ähnlich wie man Landstriche nach den Flüssen benennt, die sie durchziehen. Die Landkarten der Liebe aus dem 17. Jahrhundert bezeichnen jene Eigenschaften der Liebe, die Erstaunen auslösen: „Verrückte Traurigkeit“, „See der Verwirrungen“, „Wunderbare Einsamkeiten“.

Die Ohnmacht eines herkömmlichen Einverständnisses gegenüber Kaltenbrunners Leuten

Puccinis *Tosca* wurde, wie jedes Jahr, im Teatro dell'Opera di Roma auch in der Herbstsaison 1943 aufgeführt. Im dritten Akt sieht man die Morgendämmerung über Rom. Der zum

Tode verurteilte Tenor nimmt Abschied von seinem Leben. Die Musik beschreibt den frischen Wind über der uralten Stadt, den lebhaften Chor in den lebendigen Körperzellen des Delinquenten, die Erwartungen dieses Mannes, der sich ausmalt, er hätte noch eine Chance, mit seiner Geliebten zu fliehen und zu Schiff den Tyrannenstaat zu verlassen. Kurz darauf steht er vor dem Erschießungskommando und wird getötet. Roms Polizeichef, Scarpia, hat Tosca zuvor versprochen, ihren Geliebten zu schonen. Sein Wort hält er nicht. So empfindet der Zuschauer es als rechtens, wenn Tosca ihn tötet. Zahlreiche deutsche Offiziere und ihre faschistischen Kameraden, aber auch Roms tonangebende, selbst unpolitische Gesellschaft hatten diese Szenenfolge fest im Kopf, gleich ob sie die Oper besuchten oder nicht.

Der Chef des deutschen Sicherheitsdienstes (SD) in Rom, SS-Obersturmbannführer Herbert Kappler, bezog seine Vorstellungen und Entschlüsse nicht aus der Urteilskraft der Kunst. Er war Praktiker. Von seinem Büro aus hatte er einen weiten Blick über die Stadt. Es standen ihm zu wenig Polizeikräfte zur Verfügung. Ihn beschäftigten die Gefahr, die von den verhafteten Carabinieri-Chefs ausging, und die Sorge, wie er eine Bevölkerung mit zwar entwaffneten, aber immer noch gefährlichen Einheiten der Carabinieri beherrschen sollte. Ein Befehl Himmlers forderte ihn auf, die deutsche Besetzung Roms zu nutzen, um die römischen Juden nach Norden in Bewegung zu setzen. Kappler lagen zu diesem Zeitpunkt solche Deportationen ebenso fern wie Erschießungen. Die vorhandenen Transportzüge wollte er dafür verwenden, einen Teil der verhafteten italienischen Polizeikräfte nach Norditalien zu schaffen. Er ließ die zwei wichtigsten Führer der jüdischen Gemeinde, Ugo Foà und Dante Almansì, vorladen. Er forderte die Bereitstellung jüdischer Schanzbataillone, um die Stadt Rom in Verteidigungszustand zu versetzen, sowie die Lieferung eines SÜHNEGELDES von 50 Kilogramm Gold in 36 Stunden. Zug um Zug dafür sollte die jüdische Bevölkerung in Rom unangetastet bleiben.

Dieses Versprechen konnte Kappler nicht einhalten. Obwohl er im EINVERSTÄNDNIS mit dem deutschen Botschafter am Vatikan, Ernst von Weizsäcker, dem Vatikan selbst und dem Wehrmachtbefehlshaber in Rom, General Rainer Stahel, handelte, einer einflussreichen Gruppe.

Dann reiste aus dem Reich eine Gruppe von 25 SS-Offizieren heran: Danneckers Einheit. Relativ untergeordnete Ränge. Sie kamen mit Weisungen aus dem Reichssicherheitshauptamt. Am 16. Oktober verhafteten sie 1259 römische Juden. Die Aktion wurde von 288 Telefonaten und Telegrammen begleitet, welche der britische Abhördienst registrierte. Es ging um Milderungen, Einsprüche. So wurden Mischlinge und Ehepartner aus Mischehen aus der verhafteten Gruppe aussortiert. Es verblieben 1007 Juden, eingeschlossen 200 Kinder unter zehn Jahren. Sie wurden in der Militärschule bewacht. Von dort zum Bahnhof Tiburtina. Von dort nach Auschwitz.

Am Morgen der Razzia alarmierte die Gräfin Enza Pignatelli den Vatikan. Sie setzte sich bei den Telefondiensten durch und erreichte den Kardinalstaatssekretär Maglione. Für einen Augenblick (wegen ihres hohen gesellschaftlichen Ranges) drang sie auch zum Papst durch. Der Kardinalstaatssekretär bestellte den deutschen Gesandten Ernst von Weizsäcker zu sich. Wenn die Razzia fortgesetzt werde, äußerte Maglione, werde es zu einem Protest des Papstes kommen. Weizsäcker antwortete: Ein solcher Schritt könnte in Deutschland eine Reaktion AUF HÖCHSTER EBENE auslösen. Solle das heißen, der Papst werde verhaftet und der Vatikan von deutschen Truppen besetzt?, fragte der Kirchenfürst. Ob es ihm gestattet sei, über das Gespräch nicht zu berichten?, fragte von Weizsäcker zurück.

Bis zu diesem Punkt konnte der britische Abhördienst, der den Inhalt der Unterredung aus den gleich darauf im Vatikan geführten Telefonaten und den Telegrammen des Gesandten rekonstruierte, den Verlauf verfolgen. Nicht bekannt war, wie Maglione den Vorschlag von Weizsäckers genau beantwortete. Es hieß, der Kardinalstaatssekretär habe sich mit ihm auf die Bezeichnung „freundlich“ als Kennzeichnung des Gesprächs geeinigt und das weitere Vorgehen des geschickten deutschen Diplomaten dessen Diskretion anheimgestellt.

An dem Versuch, Kapplers ursprüngliche Linie herzustellen und „noch zu retten, was zu retten war“, waren zuletzt 90 hohe Offiziere, Diplomaten und Einflussträger auf italienischer und deutscher Seite beteiligt. Sie vermochten nichts auszurichten gegenüber der Rotte von 25 ENTSCLOSSENEN, die inzwischen schon die Züge requiriert hatten; die Verschleppten rollten auf Gleisen in Mittelitalien, von dort weiter bis Polen. „Für eine dramatische Liebesgeschichte mit tödlichem Ausgang unter Einbeziehung eines Polizeichefs“ war in dieser Konstellation nirgends Raum oder Zeit.

Sie rechnete mit Fliegeralarm an fast jedem Abend zur Opernzeit

Die Großmutter eines Schweizer Familienclans, aus Deutschland eingehiratet im Jahre 1947, wurde als 21-jährige Reichsarbeitsdienstunterführerin für den Opernbesuch von Puccinis *Tosca* in der Oper Frankfurt (das war die heute sogenannte Alte Oper als unbeschädigte Spielstätte) eingeteilt. Die Abordnung junger Menschen zum Opernbesuch war üblich zur Erhöhung der Jugendquote im Kulturbereich, zu melden monatlich an die Gauleitung. Prachtsänger aus Italien. Requiriert als Beute, wenn schon der Bündnispartner, das Königreich Italien, Verrat geübt hatte. Die zwangsverpflichteten Sänger und Cantatricen, darunter eine herrliche Tosca, dachten gar nicht daran, in ihrem Exil, ihrem Dasein als Arbeitssklaven, schlechter zu singen, als sie es zu Hause taten. Sie gebrauchten ihre Stimmen, weil sie einsetzen wollten, was sie hatten. Die Intendanz fand die Aufführung eine Verschwendung. Sie rechnete

mit Fliegeralarm wie fast jeden Abend zur Opernzeit und empfand das Publikum, das auf Abkommandierung beruhte (20 Prozent Verwundete, 40 Prozent Jugendliche, 12 Prozent Parteigenossen, der Rest freier Verkauf, keine Kritiker, keine Liebhaber aus Leidenschaft), als wenig attraktiv.

Gegen 21 Uhr näherte sich tatsächlich ein alliiertes Bombengeschwader der Stadt. Ob zum Bombenabladen oder zum Überflug, konnte die Alarmzentrale, die für das Rhein-Main-Gebiet zuständig war, nicht beurteilen. So wurde unmittelbar nach Beginn der Folderszene im zweiten Akt von Puccinis Oper die Vorstellung unterbrochen. Opernbesucher und das Ensemble warteten in den Kellern in Ungewissheit, was geschehen würde. Die Keller überhitzt, weil die Heizungsrohre durch die Räume verlegt waren. Die Flieger entfernten sich in Richtung Osten, und die Oper wurde an der Stelle, an welcher sie unterbrochen worden war, fortgesetzt. Es war aber die LEBENSGEFAHR FÜR JEDERMANN NACH DEM ZUFALLSPRINZIP so gegenwärtig, und das Schwitzbad im Keller steckte noch dermaßen in den Knochen, dass die Leidenschaft des Geschehens, Toscas Mord am Polizeichef von Rom, keine Steigerung mehr bereithielt. Das Musikdrama, einmal durch kompakte Gegenwart zerrissen, war durch Leistung auf der Bühne nicht wiederherzustellen. Die Tosca und kurz darauf der Sänger des Cavaradossi fielen aus. Sie ließen sich wegen eines Halskatarrhs entschuldigen. Gleich nach der Arie „Es blitzten die Sterne“ fiel der Vorhang. Das Gefühl, verschont geblieben zu sein, hatte schon vor solchem Ende die Anteilnahme der Zuhörer an einem individuellen Schicksal zweier Liebender um 1800 stark verringert. Es hätte sich auch ereignen können, dass sie, die wieder auf den roten Samtpolstern des Zuschauerraums saßen, bei einem anderen Verlauf der Handlung dieses Abends im Unterbau des Theaters eingesperrt worden wären, vereint, da doch die Ausgänge zur Stadt durch Bombeneinschläge verschüttet waren, in der Katakombe, vereint mit den ausgezeichneten Sängern aus der Poebene, deren Stimmkraft nichts hätte ausrichten können, was die Stimmung unter den Verlorenen gehoben hätte. Massentod relativiert die Empfindung, ja, ein jedes Gefühl muss sich erst wie aus einem Schuttberg aus der Wirklichkeit des Bombenkriegs herauswählen, um die Höhen der Kunst zu erklimmen.

Das war der Abend, an dem (auch wegen des vorzeitigen Endes der Oper) die damals 21-Jährige ihren späteren Verlobten kennenlernte, einen Referenten am Schweizer Generalkonsulat. Beide hatten sie Angst empfunden, waren ernüchtert durch die Unterbrechung des Musikwerks. So war es ganz natürlich, dass sie einander beim Hinausgehen ansprachen. Gegen einen Abschnitt ihrer Lebensmittellkarte, den sie in ihrer Ausgehtasche mit sich führte, erhielten die beiden im verdunkelten Café Kranzler, das wegen der Verwundeten in der Stadt bis 24 Uhr offen hatte, zwei Stück Kuchen. So hatte ein Opernerlebnis (bestehend aus zwei antagonistischen Ausdrucksformen, dem erwarteten Kreisen der Bomber und dem vorausgespürten Krach der Einschläge sowie dem Stretta-

Gesang der südländischen Stimmen) doch eine konkrete Folge, ein „Wahres und Gutes“. Es wurde Ursache für das Leben von inzwischen 16 Enkeln, sesshaft in den globalisierten Landschaften der Schweiz.

**Auszug aus der Textliste
des abendfüllenden Films
DER ANGRIFF DER GEGENWART
AUF DIE ÜBRIGE ZEIT,
1985**

Textliste

I. Teil

1. Titel:

Ein Film von Alexander Kluge

2. Fahrt der Hinterbühne eines Opernhauses an der Kamera vorbei. Geräusche der Bühnenarbeiter beim Umbau vom 1. zum 2. Akt, Fahrt durch die Dekoration des 2. Aktes der Oper *Tosca*. Der Raum des Polizeichefs im Palazzo Farnese in Rom. Zeit: 16. und 17. Juni 1800.

Kommentar:

In der Oper *Tosca* wird der Polizeichef getötet. Er hat den jugendlichen Liebhaber der Sängerin Tosca gefoltert und will ihn erschießen. Tosca opfert sich. Sie ist bereit, sich dem Polizeichef hinzugeben...

Der Tisch des Polizeichefs Scarpia. Vorbereitet für ein abendliches Mahl und als Arbeitstisch. Die Beleuchter, Requisiteure. Beendigung der Lichtprobe.

Kommentar:

„Die Macht des Schicksals von gestern...“

3. Anfangsszene des 2. Aktes der Oper *Tosca*. Scarpia isst. Italienisch gesungen. Tosca ist im Palast eingetroffen. Die Kantate bereitet sich vor. Scarpia rechnet damit, dass seine Spürhunde zu dieser Stunde den entflohenen Staatsfeind Angelotti ergreifen werden. Scarpia (Günther Reich) klingelt. Abblende.

Titel:

SCARPIA

Welch ungleicher Handel: Du willst ein Leben, ich von dir nur eine Stunde!

TOSCA (mit Verachtung)

Fort!

Mich fasst Entsetzen!

4. Tosca, groß. Der hinzutretende Polizeichef versucht, sie zum Verrat zu bewegen. Im Nebenraum wird Cavaradossi, der Liebhaber Toscas, gefoltert. Wo ist Angelotti? Man hört Cavaradossi unter der Folter schreien. Auf dem Tisch des Polizeichefs ein Messer, die Karaffe.

Bildwechsel. Cavaradossi, triumphierend über den Sieg der französischen Truppen in Norditalien.

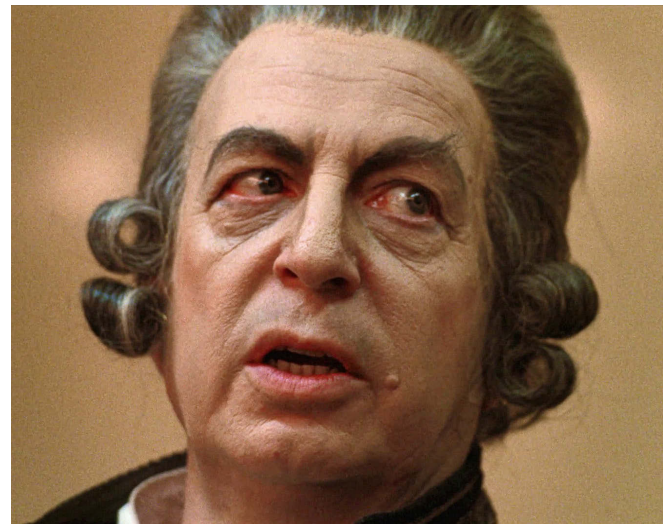
Tit.: „Freiheit, leuchte uns rot.

Bring' den Feinden den Tod...“

Überblendung.

Tosca tröstet den knienden Cavaradossi. Dieser wird ergriffen, wehrt sich heftig, wird abgeführt.

5. Kammersänger, groß. Er schildert seine Eindrücke vom Charakter des von ihm gespielten Polizeichefs.



KAMMERSÄNGER

Es ist sonst eine einzige Form der Brutalität. Nebenbei bemerkt, ist die Liebe für ihn auch angeordnet im Großsektor der Brutalität, zumindest so lange, bis er sich denjenigen aneignet, oder richtiger gesagt: diejenige aneignet, die er will. Er macht sie sich untertan und jedes Mittel ist ihm recht. Sie zu zerstören spielt ihm gar keine Rolle. Aber der Beherrscher der Frau und der Situation zu sein, ist für ihn wesentlich so wie die Herrscher Roms.

FRAGE

Will er, dass sie zittert?

KAMMERSÄNGER (antwortet)

Ich glaube, er will, dass sie zittert. Ja. Er will, dass sie zittert, denn dadurch wird sie ihm so gefügig gemacht, wie es ihm

verständlich ist. Es ist eine Gefügigkeit, die in seinem Verständnisbereich liegt. Die Oper zeigt nicht auf, was alles noch in ihm schlummern könnte...

6. Schlusszene des 2. Aktes. Scarpia fragt die schöne Frau, wohin der Pass für sie und ihren Geliebten ausgestellt werden soll, wenn sich erst Tosca ihm hingeben haben wird.

SCARPIA
Civitavecchia?

TOSCA
Si!

Auf dem Tisch, neben Scarpia, welcher schreibt, Kerzen, Obst, Reste einer Mahlzeit – das Messer. Tosca erblickt es, erschrickt. Sie wendet sich so, dass sie das Messer ergreifen kann und tritt hinter Scarpias Rücken. Scarpia erhebt sich. Er ist siegessicher.

SCARPIA
Tosca, finalmente mia!

Sie sticht zu. Der schwere Mann stürzt schreiend auf den Tisch. Die kostbaren Dinge auf dem Tisch fallen zu Boden.

TOSCA
Muori, dannato!

Scarpia stirbt, auf den Tisch gewälzt. Tosca beseht ihre blutigen Hände, versucht sich zu bekreuzigen. Sie sucht den Pass. Der Tote hält ihn in der vom Tisch herabhängenden Hand.

Szenenwechsel. Hinter der Bühne. Die Sängerin der Tosca wird vom Inspizienten, Herrn Sturmfels, durch drei sich öffnende Türen geleitet. Jetzt steht sie vor dem Bild Scarpias.

Kommentar:
„Das Bild des toten Polizeichefs.“

Tosca flüchtet. Trommelwirbel.

Kommentar:
Die Macht des Schicksals von gestern liegt darin, dass keiner der Beteiligten die Zeit hat zu überlegen...

Anmerkung

- 1 Im Atomkern hausen drei Farben, unauffällig, solange sie beisammen sind. Gleichgültig, ohne besondere Vorkommnisse. Wird aber eine dieser Farben nur auf eine Strecke von wenigen Metern auseinandergezogen, so zieht SEHNSUCHT sie zueinander mit Energien, mit denen man den Planeten etwa drei Wochen beleuchten könnte; und das wäre nur eines der Teile, aus denen die Elemente unterhalb des Atoms bestehen.

Giacomo Puccini (1858 -1924)



Alexander Kluge, 1932 in Halberstadt geboren, lebt als Schriftsteller und Filmemacher in München. Für sein Werk wurde er mit zahlreichen Film- und Literaturpreisen ausgezeichnet, darunter dem Georg-Büchner-Preis, dem Kleist-Preis und dem Goldenen Löwen der Filmfestspiele Venedig. Zuletzt erschienen *Kriegsfibel 2023* (Suhrkamp, 2023) und sein in Zusammenarbeit mit Anselm Kiefer verfasstes Buch *Klugheit ist die Kunst, unter verschiedenen Umständen getreu zu bleiben*.

NEULICH

VON ANDREAS MAIER

Neulich brachte ich meinen Dufflecoat zum Schneider. Er hatte ein Mottenloch auf dem Rücken. Auch die Schnallenkordeln waren hinüber.

Den Dufflecoat habe ich 2008 in Berlin gekauft, vor sechzehn Jahren. Mit ihm war ich damals unter anderem beim Castor-Transport, um dort eine Rede zu halten. Es war das Jahr vor meiner Hochzeit. Zu der Zeit ließ ich mir einen Bart wachsen. Infolge der Rede sind beides, Dufflecoat und Bart, fotografisch dokumentiert.

Deutschland im Jahr 2008, versuchen wir uns das anhand meines damaligen Bartes zu vergegenwärtigen. Mit dem Bart fing ich im Frühsommer an, noch vor dem Dufflecoat. Vielleicht kaufte ich diesen nur, weil er gut zu meinem Bart passte.

Wie kam das alles zustande? Damals lebte ich für ein Jahr auf dem ostdeutschen Land. Vermutlich hörte ich zunächst einfach deshalb auf, mich zu rasieren, weil es ja sozusagen egal war. Ich hörte damals übrigens auch wieder ein bißchen Jethro Tull, und nach einiger Zeit schien ich mir irgendwie ganz gut in die Landschaft zu passen, eine Art Brandenburger Ausgabe des Tull-Sängers.

Was ich von Woche zu Woche interessanter fand, waren die Farben, die sich im Bart zeigten. Niemals hatte ich an mir solche Farben gesehen. Weder meine Kopfhare noch der Wuchs in anderen Zonen hatten je so etwas gezeigt. Da war Gold, Kupferrot, Rostrot, Kastanienbraun, die Farbe von Fichtenholz und einfaches Kohlschwarz, ein Schwarz mit ganz wenig metallischem Blauton darin.

41 Jahre war ich alt. Es betrübte mich in diesem schon fortgeschrittenen Alter, dass ich die Farbmöglichkeiten, die da aus mir herauswachsen, nicht schon vorher erkannt hatte. Es wären ganz andere Jahrzehnte gewesen, mit all diesen fantastischen Waldschrat-Tönen im Gesicht. Da beschloss ich endgültig, diesen Bart wachsen zu lassen.

Ich lebte, wie gesagt, in einer ländlichen Gegend, dort fiel ich mit dem nun schon einige Monate alten Bart nicht weiter auf. Bärte waren damals noch überhaupt nicht in Mode. Pflege oder gar Formung erfuhr er nicht, außer der täglichen Dusche. Mein damals noch lebender Cheflektor Fellingner sagte, als er mich bei einem Besuch sah, dass ich irgendwann Probleme mit dem Trinken bekommen würde. In der Tat sah man meinen Mund kaum noch, aber das habe ich hier in dieser Zeitschrift schon einmal an anderer Stelle ausgeführt, glaube ich.

Ich hatte also Ruhe mit mir und meinem Bart und dachte über all das auch nicht viel nach.

Da es in unmittelbarer Umgebung keinen Friseur gab (wo ich wohnte, gab es schlichtweg gar nichts), wuchs seit Bartbeginn auch mein Haupthaar ungehindert. Ich lief viel über die Felder und durch den Wald. Mein Haar steckte ich bisweilen unter eine Wollmütze.

Die Monate gingen ins Land. Als ich auf Einladung zum Castor-Transport fuhr, war ich inzwischen ein knappes halbes Jahr ungeschnitten und sah schon ziemlich aus wie der besagte Waldschrat, auch dank des Dufflecoats und überhaupt der rustikalen Kleidung, die ich notgedrungen in meinem Landleben trug. Es gibt wie gesagt Fotos von der Rede, da kann man mich in diesem noch relativ jungfräulichen Zustand sehen. Jungfräulich, denn was ist schon ein halbes Jahr ohne Friseur und Rasiermesser!

Bald wurde Weihnachten, ich zog zurück nach Frankfurt und nahm dort mein altes Leben wieder auf, ging in den Wald joggen, ließ den Bart bei Frost einfrieren, Eiskristalle in ihm. Wir wohnten auf dem Sachsenhäuser Berg. Das liegt am Südrand Frankfurts. Wie früher verkehrte ich in meinen üblichen Apfelweinwirtschaften, wo mich die meisten kennen. Der Bart wurde hingenommen, diesmal als das Experiment eines sowieso als etwas schräg bekannten Menschen. Einige zeigten sich von den Farben ziemlich begeistert. Mein Mund war längst gar nicht mehr zu sehen. Die Haare standen jetzt meist zu Berge, sie bildeten einen wilden Mondkranz um mein Gesicht und vergrößerten meinen Kopfumfang ganz erheblich.

Manchmal musste ich in die Stadt, also aus meinem Sachsenhäuser Quartier heraus über den Main. In der Stadt wurde es zusehends problematisch. Dass mich keine fremde Frau mehr anschaute, fiel mir übrigens nicht einmal auf. Für sie war ich zu einem Nichts geworden. Junge Männergruppen allerdings (diese waren damals noch hauptsächlich deutsch) reagierten bald einschlägig auf mich. Man hielt mich einfach für einen Penner. Also wechselte ich aus Gründen des Selbstschutzes die Taktik und begann, Anzüge zu tragen. Mit diesen inzwischen völlig chaotischen Haaren, unter denen ich nicht mehr zu erkennen war, sahen die Anzüge seltsamerweise wirklich gut aus, gar nicht beamtenhaft, zumal ich spektakuläre Krawatten und bisweilen Fliegen umband, Seide, Paisley und anderes. Öfter war der Anzug sogar blütenweiß. Ohne

*In diesem Moment begriff ich erst,
dass ich monatelang als
Geschlechtswesen in diesem ganzen
natürlichen Sexzirkus überhaupt
nicht mehr vorgekommen war.*

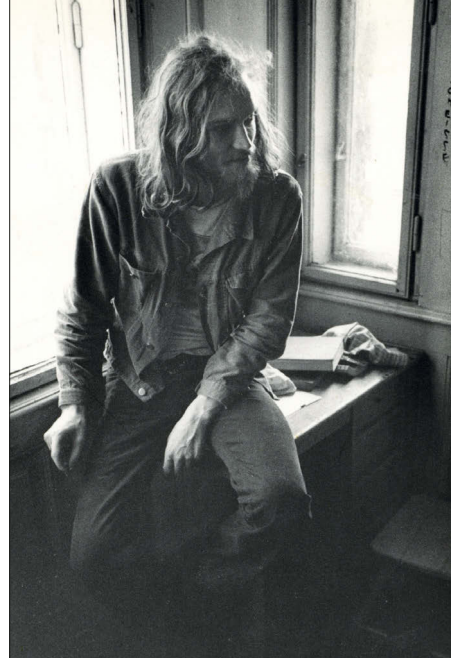
Bart und mit normal geschnittenen Haaren hätte ich ausgesehen wie ein Idiot, aber so war es geradezu perfekt.

In der Stadt nützte das allerdings kaum etwas. Einmal saß ich in der S-Bahn, draußen lief ein Jugendlicher, sah mich, verzerrte das Gesicht, kam zu meiner Scheibe gerannt und spuckte einen ziemlichen Batzen gegen das Fenster, so dass das Zeug langsam nach unten schlierte, während die Bahn schon wieder weiterfuhr. Andere fingen einfach an zu lachen und deuteten hemmungslos mit dem Finger auf mich wie auf ein Ding. Oder ich fuhr die Rolltreppe am Schweizer Platz hinab, neben mir fuhr eine Gruppe Sechzehn- oder Siebzehnjähriger nach oben, sie befanden sich im Gespräch. Einer sah mich an, als sie auf meiner Höhe waren, prustete er los und schrie: Jungs, schaut euch den Fotzenhuber an! Wuhaha, lachten sie, klatschten in die Hände und skandierten lustvoll Fotzenhuber! Fotzenhuber! Fotzenhuber!

Beeindruckend war auch die Karnevalssitzung in diesem Frühjahr (Carneval Club Laterne im Titus-Forum im Nordwestzentrum). Ich trug einen anthrazitfarbenen Einreihler, Manschettenknöpfe und eine gemusterte Seidenkrawatte, der Bart war nun etwa zehn Monate alt und reichte schon einigermaßen bis zur Brust. Mein Zustand: sportlich, durchtrainiert, gertenschlank, in jeder Hinsicht in Bestform. Als ich auf dem Weg zu Mettbrötchen mit Calvados war (erhielt man im Foyer), kam ich an einer Frau vorbei, an der mein Blick aus irgendwelchen Gründen hängenblieb – allerdings nur für den Bruchteil einer Sekunde. Vielleicht erinnerte sie mich an jemanden. Sie bemerkte diesen Blick. Sie bemerkte den Blick dieses Nichts. Ein Nichts blickte sie an. Es blickte sie etwas an, dass durch seine Optik jedes Existenzrecht eingebüßt hatte. Ich sage noch einmal: Für einige sah ich in dieser Zeit geradezu brilliant aus, kunstvoll. In dieser Frau jedoch – sie hatte ja selbst keine Zeit zum Nachdenken – regten sich Urinstinkte. Sie blaffte mich sofort an, auf eine megaarrogante Art, mehr noch, wie ein Obermensch einen Untermenschen: Noch nie ein Frau gesehen, oder was was, bäh, ekelhaft! Zur Freundin: Glotzt mich hier an. Widerlich!

Ich war offenbar eine Art Parasit.

Mich traf das nicht, dafür bin ich zu volkskundlich orientiert, es amüsierte mich allerdings auch nicht. Es machte mich nachdenklich. Offenbar hatte ich das soziale Gefüge durch den Bart- und Haarwuchs über den Rahmen hinaus verlassen, in dem sich normal soziales Leben friedlich untereinander vereinbaren lässt. Etwas sehr Tiefes hatte sich in dieser Sekunde in der Frau Zugang an die Oberfläche verschafft, und zwar etwas, das deshalb so lange so tief verborgen bleiben kann, weil die Umwelt komplett von sämtlichen Dingen bereinigt ist, die das Freilassen von solch Tiefem auslösen könnten. Das heißt: Die Umwelt, die soziale Oberfläche ist tatsächlich konstruiert und „sauber“ und „rein“ gehalten durch das gesamtgesellschaftliche Diktat dieses tiefliegenden Zeugs. Kurz gesagt, sprach in der Frau Zivilisation und Gegenwart der damaligen Jahre.



Werner Kofler. Vom Schreibtisch aus

Ausstellungsdauer: 27.11.2024–12.6.2025
Öffnungszeiten: Dienstag–Sonntag, 10–15 Uhr



Adalbert-Stifter-Institut
des Landes Oberösterreich
Adalbert-Stifter-Platz 1
4020 Linz
www.stifterhaus.at



„Meine Arche schleuderts
auf dem Meere
der Nerven ...“



ALFRED KUBIN –
HERBERT LANGE – SUZAN WITTEK

Briefe 1938–1954

Informieren Sie sich über das Verlagsprogramm des Adalbert-Stifter-Instituts des Landes Oberösterreich/StifterHaus: Alle Buchveröffentlichungen wie Ausstellungskataloge zu Ilse Aichinger, Thomas Bernhard, Werner Kofler, Alfred Kubin, Adalbert Stifter u. v. m. finden Sie auf unserer Homepage www.stifterhaus.at unter „Publikationen“. Bestellungen direkt über die Website bzw. per Mail (office@stifterhaus.at) oder telefonisch unter +43 (0)732 7720/11295.

Ich glaube, es war dieser Moment, in dem ich beschloss, den Bart nicht weiter fortzuführen. Ich genoss ihn noch eine Weile, trug immer noch spektakuläre Anzüge, inzwischen am liebsten den blütenweißen. Aber ich setzte mir einen natürlichen Termin: meine Hochzeit. Ende April desselben Jahres heiratete ich. Zwei Wochen vorher gab ich mir einen Ruck und sagte mir, durchaus traurig: Heute ist der Tag, heute kommt's weg. Ich zog noch einmal den weißen Anzug an, band die Krawatte um, schnürte die Lederschuhe und betrat auf die inzwischen üblich „elegante“ Weise das Gemalte Haus, eine Apfelweinwirtschaft, in der ich täglich verkehrte. Ich sage „elegant“, weil man Anzüge tragen können muss, und das konnte ich zu der Zeit! Alles war wie immer. Ich stand am Tresen, unterhielt mich, alle hatten sich an diese seltsamen Auftritte so gewöhnt, dass ich für sie wirklich zu meinem gegenwärtigen Ich geworden war, zu diesem Anzugs-Krawatten-Bart-Maier-Ich.

Dann kehrte ich nach Hause zurück und zog zum ersten Mal seit fast einem Jahr meine normale Jacke an, Jeans und Turnschuhe. So betrat ich meinen Friseurladen. Ich ging damals bereits zwanzig Jahre zu diesem Friseur. Er schnitt gerade wen, sah zu mir, erstarrte und begriff sekundenlang gar nichts, dann erkannte er mich mit den Worten: Jesus lebt! Das ist aber noch nicht die Schlusspointe.

*Als ich eine halbe Stunde später
das Gemalte Haus betrat
und man mich „normal“ sah,
zum ersten Mal seit einer Ewigkeit,
brandete Applaus auf.*

Nachdem der Friseur Unmassen von mir und meinen Farben entsorgt hatte, betrat ich die Straße, es war in Bockenheim. Ich betrat sie so, wie ich vorher zwanzig Jahre meines erwachsenen Lebens herumgelaufen war. Normale Kleidung, rasiert, kurze Haare. Völlig gewöhnlich und eher zu den normal Gutaussiehenden gehörig.

Aber! Der erste Blick einer Frau – der zweite – der dritte Blick einer Frau ... Gefühlt jede Frau, die den landläufigen Maßstäben nach ‚infrage‘ kam, maß mich mit dem Blick, der ich für sie plötzlich auch wieder ‚infrage‘ kam. Zwar unauffällig, früher hätte ich es nie bemerkt, jetzt aber traf es mich wie Schwerthiebe. In diesem Moment begriff ich erst, dass ich monatelang als Geschlechtswesen, als Wesen in der Geschlechteranzie-

hung und -abstoßung, kurz in in diesem ganzen natürlichen Sexzirkus, überhaupt nicht mehr vorgekommen war. Ich hatte es nicht einmal vermisst, ich hatte es einfach nicht bemerkt, dafür war der Übergang, das Hinausgleiten aus diesen Zusammenhängen zu fließend gewesen, Landleben und so weiter. Nun war es wie eine Wand, gegen die ich lief. Übrigens maßen mich auch die Männer, sei es als Objekt, sei es als Konkurrent. Nur die Kleinen, die Hässlichen (dem allgemeinen Schema nach als hässlich geltenden) waren von dem Spiel ausgeschlossen. Sie hatten verinnerlicht, ein Nichts zu sein, und schauten abgemeldet weg, auch an mir schauten sie vorbei, gewöhnt an ihre Inexistenz. Wir dagegen liefen herum wie die Triumphatoren.

Deutschland im Jahr 2008/2009. Elf Monate ohne Friseur und Rasierklinge, und du bist raus aus der Öffentlichkeit. Raus aus allem. Gehörst nicht mehr dazu. Zu dieser aufgeklärten, modernen, wertebasierten, unatavistischen Gesellschaft. Wirst beschimpft, bespuckt, verachtet, verhöhnt und zum bloßen Ding gemacht.

Als ich eine halbe Stunde später das Gemalte Haus betrat und man mich „normal“ sah, zum ersten Mal seit einer Ewigkeit, brandete Applaus auf, und als ich danach in die Drei Steuber ging, erkannte mich die Bedienung, Mike, nicht, denn er war erst seit wenigen Wochen dort angestellt und hatte mich nur mit Bart kennengelernt. Ich fragte ihn wie jeden Abend: Und, Mike, wie gehts? Er fragte einigermaßen verstört: Kennen wir uns?

Wolfgang, der Wirt, stand hinter dem Buffet und sagte einfach nur: Ei Mike, des is doch de Andreas.

Andreas Maier, geboren 1967, lebt als Schriftsteller in Frankfurt am Main. Er veröffentlichte im Suhrkamp Verlag zuletzt die Romane *Der Kreis* (2016), *Die Universität* (2018), *Die Familie* (2019), *Die Städte* (2021) und *Die Heimat* (2023) sowie den Kolumnenband *Was wir waren* (2018). Eine Sammlung seiner in VOLLTEXT erschienenen Beiträge findet sich im Internet unter www.volltext.net.



Wie ist Klimaschutz unter den Bedingungen des Kapitalismus möglich?

Sven Hartberger
Lasst Euch nicht täuschen!
Ein Brief an die Letzte Generation
Klappenbroschur, 168 Seiten, 13,5×21 cm
ISBN 978-3-85449-666-3 € 20,-

Ein Politikberater will der Letzten Generation klarmachen, dass nicht nur ihre Mittel, sondern auch ihre Ziele von völlig falschen Annahmen ausgehen. Er tut dies, da seine Tochter sich der Bewegung angeschlossen hat und er sein Insiderwissen nutzen will, um ihr die Augen zu öffnen. Doch Klara, seine Tochter, erkennt daran vor allem, welchen Glaubenssätzen die selbsternannten Realisten anhängen – und versucht, diese Einsicht für die Letzte Generation fruchtbar zu machen.

Hartbergers Erzählung vermag es, zwei gegensätzliche Perspektiven auf unsere Gegenwart mit Gewinn zu verhandeln: sowohl die der defatistischen Pragmatiker, die den vermeintlichen Tatsachen des Klimawandels ins Auge blicken wollen (ohne viel zu ändern), wie auch diejenige all derer, die von der Veränderbarkeit dieser Tatsachen überzeugt sind – und dafür zu kämpfen bereit sind.

sonderzahl

DIE BEWOHNER VON CHÂTEAU TALBOT

VON ARNO GEIGER



Über ein Foto von jemandem, den man kennt,
kann man sagen: „Es ähnelt ihm wenig.“

Bei einem Foto, das jemand Unbekannten zeigt,
stellt sich diese Frage nicht, es ist identisch
mit sich selbst.

VOLLTEXT

Print & Digital



„Das derzeit erfolgreichste, weil intellektuell beweglichste Literaturblatt unserer Tage.“
Saarländischer Rundfunk

Das Abo umfasst:

- Printausgabe (4 Hefte pro Jahr)
- E-Paper-Ausgabe (4 Hefte pro Jahr)
- Mehr als 300 Online-Beiträge pro Jahr
- Online-Leseproben und Vorabdrucke
- Zugang zu E-Paper-Ausgaben im Archiv
- Zugang zu rund 2500 Online-Beiträgen im Archiv
 - Tägliche Presseschau

Für Leser und Leserinnen dieser Ausgabe um 25% rabattiert.

volltext.net/abonnieren

Gutschein-Code: 4-2024 (gültig bis 28.02.2025)



Die besten Erzählungen 2024

Die Shortlist für den Boccaccio.cc-Preis

Die Shortlist für den erstmals ausgeschriebenen Boccaccio.cc-Preis für die beste Erzählung des Jahres steht fest. Mehr als tausend Texte von über sechshundert Autorinnen und Autoren aus dem gesamten deutschen Sprachraum wurden eingereicht, zehn Texte von Ulrike Draesner, Tex Rubinowitz, Leon Engler, Lena Gorelik, Marjana Gaponenko, Monika Helfer, Matthias Politycki, Dana Vowinckel, Noemi Somalvico und Natacha Wodin haben es schließlich auf die Shortlist geschafft und sind auf den folgenden Seiten abgedruckt.

Die enorme Zahl der eingereichten Erzählungen und kurzen Prosatexte überrascht umso mehr, als nur Texte zugelassen waren, die nachweislich zwischen dem 1. November 2023 und dem 31. Oktober 2024 publiziert worden sind – und sie bestätigt unseren Verdacht, dass die sogenannten „kleinen“ Prosaformate virulenter sind, als man meinen könnte, wenn man nur den *Buchmarkt* im Auge hat.

Dass die Auswahl einer kleinen Zahl von Texten aus einem so großen Reservoir problematisch ist, versteht sich von selbst. Objektive Maßstäbe für

literarische Urteile gibt es nicht und je größer die Zahl der zur Diskussion stehenden Texte, desto schwieriger wird es, eine plausible Shortlist zu erstellen. Mit Sicherheit hätte es auch eine Reihe anderer Texte verdient gehabt, auf der Liste zu stehen. Das ist unbefriedigend für die Jury und mehr noch für die Autorinnen und Autoren, lässt sich aber leider nicht lösen – weder hier noch bei anderen Preisen.

Aus den auf der Shortlist vertretenen Erzählungen wird in den kommenden Wochen der Siegertext ermittelt, die Bekanntgabe erfolgt im Januar 2025.

Brandenburg

Von Ulrike Draesner

Die Nacht war unruhig, aber das ist so, seit sie verheiratet sind. Auf der Hochzeitsreise hatte er angefangen zu schnarchen. Nachdem sie mehrfach davon aufgeschreckt war, ihn wach oder wenigstens halb wach gerüttelt hatte, hatte er gesagt: „Du schnarchst.“ Von ihrem eigenen Schnarchen fahre sie hoch und schiebe es auf ihn.

Sie hatte gelacht, wohl weil er die Anschuldigung so ernsthaft vorbrachte, mit etwas Gekränktem um die Mundwinkel. Nach ein paar Tagen hatte er eingesehen, dass das Geräusch tatsächlich von ihm kam, was nichts weiter änderte. Seit der Hochzeitsreise schnarchte er, und sie wachte davon auf, und manchmal wachte sie auch davon auf, dass er nicht schnarchte, sondern ruhig dalag und schlief, sie hörte seinen regelmäßigen, sehr leisen Atem, fast als wäre er tot, musste sich zu ihm neigen, um das Luftholen wahrzunehmen. Dass sie ihn dabei nicht roch, beunruhigte sie nicht wirklich oder nicht sehr lange, denn er lag neben ihr, und die Nase, das las sie nach, gewöhnt sich innerhalb von fünf bis zehn Minuten an dauerhaft in der Luft vorhandene Geruchsstoffe, dann schaltet das Gehirn die Meldung aus. Es war natürlich, dass sie ihn nicht riechen konnte.

Auf Reisen war er ihr näher, auch lieber, so konnte man sagen, trotz des Schnarchens seit der Hochzeitsreise, und wenn sie reisten, dann immer ein wenig in der Hoffnung, die verlorene Hochzeit wiederzufinden. Sie hatten Fehler gemacht, damals schon, für ein paar Tage gestritten um Geld, nicht darum, wie es auszugeben wäre, sondern wo sie es vor der Reise verstecken sollten, ein Planungsfehler (sie konnten nicht mehr zur Bank, und es gab keinen Geldautomaten, an dem man etwas hätte einzahlen können, damals), und so mussten sie es in der Wohnung verstecken. Er hatte sich aufgeregt, dass sie alles an sich reiße, als sie ihm vorschlug, es in ihrem Zimmer aufzubewahren.

Diesmal war die Reise merklich kürzer und unaufgeregter. Sie hatten das Kind mitgenommen. Es war zwei Jahre alt, blond wie Iven, doch Nase und Kinn weich. Trotzdem ähnelte es ihm, wenn es sich auf seinem Arm an ihn schmiegte und die beiden, Gesicht an Gesicht, zu ihr herübersahen.

Ivens Schwester lag seit Wochen im Spital, nun hoffte man auf die Wirkung einer Immuntherapie. Lange hatte die Schwester im Ausland gelebt. Das Kind erzog sie mit Ohne-Vater, mit Vater-Imaginär oder aus dem Katalog, Vater-Spenderfroh.

Sie kannte ihre Schwägerin kaum. Selbstverständlich hatte die Nachricht von der Krankheit sie erschreckt, so etwas erschreckte immer, und sie wünschte ihr das Beste.

Iven und sie hatten einen gebrauchten Caravan gekauft, das Kind liebte es, hinten zu sitzen, aber das war zu gefährlich, denn es schnallte sich ab. Das hatte es herausgefunden, ganz für sich. Es lief und spielte und lernte, und nun musste es vorn auf der Beifahrerseite in einem drehbaren Kindersitz ausharren. Sie selbst saß auf der Rückbank beim Tisch, obwohl es verboten war, ihn während der Fahrt ausgeklappt zu lassen. Der Wagen roch nach den Neunzigerjahren, in denen er gebaut worden war, und Brandenburg vor den Scheiben sah aus wie Brandenburg: Kiefernwald, Kiefernwald, Straße, Kiefernwald. Es war aber Brandenburg jetzt, Brandenburg mit Straußenfarmen und Erlebnisparks, Brandenburg in der Neuerfindung als „Brandenburg“.

Das Kind wusste von alldem naturgemäß nichts. Auch von ihnen wusste es nichts. Es musste seine Mutter vermissen, gab jedoch kein Zeichen, das sich so deuten ließ. Klaglos fuhr es in seinem Kindersitz gegen die Fahrtrichtung und stemmte seine dicken Beine gegen die Lehne. Es lebte seit mehr als einem Monat bei ihnen, seit ein paar Nächten schlief es auch in ihrem Bett. Weich und breit lag es in der Mitte und drehte sich, während es träumte, wie ein kleiner Wurm im Kreis.

„Später fahren wir ans Meer“, sagte Iven, als sie sich dem Abenteuerpark näherten. Safari Brandenburg.

Das Kind musste seine Mutter vermissen, gab jedoch kein Zeichen, das sich so deuten ließ.

„Und dann gehen wir in ein Restaurant.“

Das Kind kannte das Meer nicht. Es sagte „Letzoland“.

Einzelne Wörter plapperte es gern nach. Sätze sagte es nicht. Mit ihr sprach Iven seit Neuestem über das Kind hinweg. Es war nicht unangenehm. Sie fühlte sich weniger zuständig für ihn, weniger abgezogen von sich selbst, wenn sie so zu dritt unterwegs waren. Restaurant am Abend? In Brandenburg wurde viel Straußenfleisch verkauft.

Das Kind hatte noch nie ein Elternpaar und ein Auto gehabt. Es musste langsam sein, sagte seine Mutter, weil es ein riesiges Herz hatte. In diesem Herzen saß ein Loch, das man operieren würde. Manchmal bekam das Mädchen plötzlich



FOTO: DOMINIK BUTZMANN

Ulrike Draesner

keine Luft, auch deswegen lag es bei ihnen im Bett. Es war eine Erleichterung für alle, und es atmete auf röchelnde Weise, aber leise, sodass man kaum davon aufwachte.

Hinter dem Maschendrahtzaun standen ein paar breitbeinige Nashörner. Dank des Windes konnte man die herumliegenden Kotballen nicht riechen. Dem Kind reichten sie fast bis zu den Knien, der Zaun verhinderte näheren Kontakt. Die Strauße wirkten vogeliger als in Filmen. Sie waren in einem eigenen Areal untergebracht, vielleicht damit sie rennen konnten, doch groß und flauschig standen sie am Draht und reckten die Häuse. Fuhr der Wind ihnen von hinten in die Federn, erinnerten sie an Stummfilmszenen, in denen Frauen mit Straußenfedern am Hintern gern hinfielen. Der Wind war frühlingshaft hell, Wolken bildeten eine dünne Kette und liefen davon.

Das Kind drückte sich Nase und Wange in den Maschendrahtzaun. Es fühlte nicht, ob es schwitzte oder fror oder sich Schmerzen zufügte, zumindest nicht rechtzeitig. Man musste es ihm ansehen oder es aus den Umständen erraten. Auch auf die Hände des Kindes mussten sie aufpassen. Im Laden des Safariparks standen sie eine halbe Stunde später mit einem Kind mit Abdruck eines Maschendrahtzaunes auf Nase und Wange, das ein Straußenei bewunderte. Das Ei lag in einem Nest aus Stroh. Das Kind schob seine beiden kleinen weißen, dicken Hände darunter. Es tat dies erstaunlich zart und fand sich wort- und wutlos damit ab, dass seine Kräfte nicht ausreichten, es anzuheben.

Vorsichtig zog es die Hände wieder unter dem Ei hervor.

Die Abenteuerroute führte ein paar Kilometer über künstlich herbeigeschafften Fels und natürlich vorhandene Sandwege. „Safari“. Man durfte nur im geschlossenen Wagen fahren, alle hundert Meter warnte ein Schild: *Nicht aussteigen*.

Iven blickte auf sein Handy. Noch zwanzig Minuten Weg, mindestens. Sand, ein paar Laubbäume, Kiefern. Der Wolf war zurück in Deutschlands Wäldern, sozusagen renaturiert. Doch darum ging es gar nicht. Weit und breit ließ kein Tier sich blicken. Nicht einmal ein Vogel. Sie schauten sich sorgfältig um. Das Kind musste aufs Klo. Seine Mutter hatte ihnen eingeschärft, es möglichst nicht mehr in die Windeln machen zu lassen.

Links neben dem Fahrweg lag ein sandig-grasiger Platz, halbrund umstanden von Büschen und Nadelbäumen. Alles leer, die Tour gehörte ihnen allein. Iven schlug sich tiefer ins Gebüsch, während sie mit dem Kind am Ende der Sandfläche anhielt. Es hockte schon, gerade noch rechtzeitig zog sie ihm die Unterhose nach vorn und hielt es an seinen beiden fleischigen Ärmchen fest.

Dampfig warm war es hier unten, die einzeln aus dem Sand wachsenden Grashalme stachen bestimmt in den Po der Kleinen, ein paar Restinsekten sprangen herum. Sie hört sie nicht kommen.

Sie riecht sie.

Friedlich sitzen sie zwischen dem Wagen und ihr. Iven tritt aus dem Gebüsch, erstarrt. Rechts befindet sich eine Feuerstelle im Sand. Gras, Lichtung, der Himmel blau-weiß geflüßt.

„Nur durch die Scheiben ansehen“, „vorsichtig wieder anfahren“. Mehrfach hatte man sie beim Kauf der Tickets instruiert.

Sie hätte nicht sagen können, um welche Art es sich handelte. Braun, fellig, mittelgroß, vielleicht einen halben Meter lang, einen ganzen mit Schwanz. Um die vorstehenden nackten Schnauzen ringelte sich weißes Fell. In dieser Gesichtsmaske glänzten die Augen umso schwärzer. Sie schnatterten, zeigten lange gelbliche Zähne. Die Kinder saßen bei ihren Müttern, die an den geschwollenen Brüsten leicht zu erkennen waren, oder klammerten sich in deren Fell, drehten den Kopf zur Seite, legten ihn auf der Mutter ab und blickten aus dieser Sicherheit heraus auf Brandenburg, das Auto und sie.

Es gab keine Zäune, nur ein paar Klettergerüste im Hintergrund, ein Glashaus, in das die Tiere sich nachts flüchten konnten oder bei Sturm.

Leise und wie aus dem Nichts. Sie hatte das Kind abgewischt und ihm geholfen, die Unterhose und Hose wieder hochzuziehen. Der Caravan stand etwa zehn Meter von ihnen entfernt.

Die Tiere balgten sich und kugelten übereinander, bis auf zwei Erwachsene, die sich als Wächter postiert hatten. Sie beobachteten die Menschen, zumindest nahm sie das an und wagte es nicht, Iven etwas zu sagen oder zuzurufen. Auch das Kind blieb reglos stumm.

Ein unendlich kleines Fellbündel lag ganz in ihrer Nähe, es musste frisch geboren sein, fast wirkte es noch nass, dann klammerte es sich an seine Mutter, die es aber vorsichtig wieder von sich löste, auf der Hand hielt und mit den spitzen Fin-

gern der anderen Hand zu untersuchen begann. Sie waren so nah, dass sie alles deutlich erkennen konnten. Überdeutlich.

Sie hatten keine Kinder gewollt, und sie wusste, dass sie es nicht bereute. Ivens Schwester hingegen? Nun war sie so krank und musste sich schwere Sorgen nicht nur um sich selbst, sondern auch um die Tochter machen.

Iven galt als der nächste biologische Verwandte des Kindes. Das war falsch. Doch die Schwägerin redete so. Ob sie wollte, dass Iven und sie das Kind behielten, im Fall der Fälle? Ob Iven das wollte?

Ihr Rucksack stand auf dem Boden nur ein paar Schritte von ihr entfernt. Seitwärts tippelnd näherte sie sich ihm, blieb stehen, hockte sich in Zeitlupe hin. Bevor sie noch den Zipper der Vordertasche gegriffen hatte, sprang einer der Affen auf sie, auf ihren Rücken. Er fühlte sich unheimlich fremd an, obwohl er leicht war und ihr nicht wehtat, aber es ekelte sie, während ein anderes Tier, sie sah es genau, neben ihr in aller Ruhe den Rucksackreißverschluss öffnete, nichts fand, den nächsten Reißverschluss aufzog wie ein Profi und die Sonnencreme herausfischte. Lange Finger, haarig, braun, mit Krallen, wühlten und zerrten weiter, erst zögerlich, bald heftiger.

Das Kind fing an zu weinen, als es seine Kekse sah. Der findige Dieb, Packung in der Hand, sprang davon, der Rest der Horde mühelos hinter ihm her über Kühlerhaube und Dach des Caravans.

Sie griff den halb offenen Rucksack mit der einen Hand, mit der anderen das Mädchen, nickte Iven zu, rannte schon. Mit dem Kind, das sie eng an sich drückte, stürzte sie vorn auf der Fahrerseite in den Wagen. Sie musste sich drehen, krümmen, mit Mühe kriegte sie die Autotür zu. Iven kam von der anderen Seite.

Jemand schrie, sie wusste nicht, dachte zuerst, es sei das Kind, das sich ruhig staunend auf dem Sitz zurechtrappelte, auf den sie es geworfen hatte. Sie kniete hinter ihm. Hatte sie beim Zuziehen der Tür eine Tierhand eingeklemmt?

Sie hob den Blick.

Ein Affe, älter, dick, breit, saß auf der Rückbank. Hatte er das Geräusch gemacht?

Seine Lippen bewegten sich lautlos über die gelblichen langen Zähne. Er schmatzte nicht. Er taxierte sie.

In perfekter Anschnallposition saß er da. Als wartete er auf die Abfahrt.

Heimlich musste er eingestiegen sein, als alle draußen standen. Nun hatten sie ihn mit sich ins Auto gesperrt.

Das Kind sah den Affen sehr genau durch die Lücke zwischen den Vordersitzen an. Sie spürte die Spannung im Körper des Mädchens.

Bevor sie begriff, was passierte, bewegte sich Iven neben ihr. Er war halb eingestiegen gewesen, nun war er wieder weg. Es erstaunte sie, wie wenig es sie erstaunte. Er hatte sich in Sicherheit gebracht. Der Affe, das Kind und sie saßen im Auto.

Das Tier ließ sie nicht aus den Augen.

Das Weiß und Schwarz seiner Maske waren scharf voneinander abgegrenzt. Wie gemalt. Die Augen tieraugenbraun. Dunkel und groß. Viel zu nahe.

Wenn er sie anspringt, verletzt er vermutlich auch das Kind. Iven hat die Beifahrertür aufgelassen. Doch sie wagt es nicht, sich zu bewegen. Hat nicht jüngst ein Affe im Zoo seinem Pfleger einen Finger abgebiten?

Ein Schatten springt an die Tür, fällt zurück. Ein Apfel kollert über den Boden vor dem Chassis.

Das Kind hat es ebenfalls gesehen. Es streckt den Arm aus, zeigt auf die Frucht und wendet, als nichts weiter geschieht, den Kopf zu ihr. Schaut es nun doch ängstlich? Oder blickt es mit einer Portion Abneigung auf sie? Sie – die eine, die da ist. Muss das Ganze da nicht auch ihre Schuld sein? Hat sie die Welt so seltsam verdreht?

In zahlreichen Kurven führte der Weg zum Ausgang des Safariparks. Er war von einem hohen elektrischen Zaun umfasst. Iven, der wieder am Steuer saß, steckte die Plastikkarte, die man ihnen mitgegeben hatte, in den Automaten, folgsam glitt das Tor, das die Straße versperrte, zur Seite.

Alles normal, alles wie immer. Iven wirkte zufrieden. Er hatte getan, was ihm eingefallen war – und es war gut geworden. Er trug seine Sonnenbrille, das Kind mümmelte an einem Keks aus einer neuen Packung. Sie saß auf der Rückbank, wie zuvor, aber nicht auf dem Platz des Affen. Was hatte der hier angelangt, was angesabbert? Sie suchte sich die Kleider ab nach Zecken. Flöhe sah man wohl nicht.

Der Affe war tatsächlich ausgestiegen. Nicht gierig, nicht hektisch. Er war über die Lehne des Beifahrersitzes geturnt, auf allen vieren auf der Sitzfläche gelandet, lautlos und erstaunlich leicht für seinen aus der Nähe bedrängend starken Körper. Er hatte den Apfel betrachtet, für würdig befunden, war aus dem Wagen gesprungen. Die Frucht hatte er im Laufen wie nebenher mitgenommen.

Iven hatte den Apfel hinten aus dem Wagen geholt. Er musste die rückwärtige Tür geöffnet haben, um an die Einkaufstasche zu kommen, sie hatte nichts davon bemerkt.

Das hatte er geschickt gemacht.

Souverän doch auch.

Die Lieberose erreichten sie später als gedacht.

Sie fuhren hin, um ihren Plan zu erfüllen. Den Wagen ließen sie am Ende des Waldes stehen. Vor ihnen erstreckte sich Sand und noch einmal Sand. Man sah hier von Weitem, ob sich jemand näherte. Die Sonne sank bereits, der Boden hatte abzukühlen begonnen, und der Wind hielt still genug, um die Sonnenbrillen abzunehmen und sich auszuruhen.

Nur das Kind wollte seine nicht ausziehen.

Man hatte Kiefern an den Straßenrand gepflanzt, bis 1990 waren hier Panzer gefahren, fünf Quadratkilometer Wüste, die größte Deutschlands, der Boden von schwerem Gerät so verdichtet, dass kein Halm mehr wuchs. Sandstürme hatte

es lange noch trotz der Kiefern gegeben. Regelmäßig war die Straße gesperrt worden. Sie erinnerte sich an Sand im Mund, in den Augen.

Er hatte sie nicht im Stich gelassen da im Auto. Nicht eigentlich. Nur halb. Was er getan hatte, war für ihn sicher gewesen. Am Ende hatte es auch dem Kind geholfen und ihr. Zufällig wohl. Doch es sah gut aus. Jedenfalls sah es nicht schlecht aus.

Im Mai 1942 hatte hier der Wald gebrannt. Eine NS-Brigade hatte nicht aufgepasst, das Feuer sich ausgebreitet, sogar die Bahntrasse hatte es übersprungen. Das Jahr war schon so böse und tief im Krieg, dass man das Aufforsten „vergaß“. Die Rote Armee hatte einen Truppenübungsplatz geschenkt bekommen. Ideal flach, vollkommen ohne Baum.

Oma Kathrin hatte es „den Brand“ genannt. „Geht nicht zu tief in den Brand.“ „Um sieben seids aus dem Brand wieda daheeme.“

Daheeme war schlesisch. Tausendsiebenhundert Hektar Kahlfläche. Daheeme war Oma Kathrin.

„Berechne, wie viele Dörfer auf die Lieberose passen.“ Diese Art Fragestellung hieß „Textaufgabe“ in der Schule. Sie bestand aus „wenn ... dann“. Textaufgaben spielten in der realen, aber ganz schlecht erfundenen Welt. Nach Oma Kathrin und der Panzerzeit war die Wüste leer dagelegen, ein sandiger Spielplatz. Tierfrei. Ein paar Moose, die unbestechliche Waage des Horizonts.

Das Kind klammerte sich an sie, es wollte essen, und während sie es fütterte, sagte sie ihm, wie gut es schmeckte. Sie glaubte, dass das beruhigte. Iven sprang von Stelle zu Stelle, hielt sein Handy in die Höhe und suchte nach Empfang. Generalshügel, Manöver, fünfzigtausend Soldaten. Wo war das nun? Nach dem „Affenteuer“, Ivens Wort, sollte heute auch etwas gelingen.

Als er nichts erfuhr, legte er sich auf das Strandtuch, zog sich die Basecap ins Gesicht und schlief. Er lag auf dem Rücken, ganz ohne zu schnarchen, nur ein paar Grashüpfer zirpten, und sie und das Kind begannen, nach ihnen zu suchen. Für Sekunden hatte sie das absurde Gefühl, sie zirpe auch. Das Kind wollte und wollte nicht still sitzen, es zog an ihr. Der Himmel stand voller Wollwölkchen, weiß vor hellem, fast glasigem Blau.

Sie legt sich neben Iven. Flechten ziehen über den Boden, dann wieder reiner Sand. Etwas silbern schimmerndes Gras. Es ist hart. Halm steht es an Halm, einzeln.

Das Kind will nicht einzeln sein. Es schüttet Sand auf sie. Nach ein paar Ladungen legt es sich ebenfalls hin und zupft erneut an ihrem Ärmel.

Es lacht. Es hat noch nie gelacht. Es will übersandet sein.

Während sie es mit den Händen zuschaufelt, sagt sie ihm die Namen der Körperteile, die verschwinden: Fuß, Knöchel, Schienbein, Schenkel. Das Kind gluckst. Es weiß nicht, wo es endet oder wo es anfängt. Bei „Bauch“ kitzelt sie es. Das Kind windet sich, der Sand fällt ab.

Gesicht und Hände lässt sie frei. Sie macht ein Foto. Auf ihm sieht das Kind aus wie ein zerteilter Mensch. Einer, der bei der Zerteilung lacht.

Zu Hause wird sie es waschen.

Zu Hause? Am Abend. Es wird eine lange Sandspur in der Badewanne hinterlassen. Am Horizont ragen ein paar Kiefern auf, weit entfernt, nicht höher als ein halber Fingernagel.

Sie hatte Oma Kathrin gefragt: Warum bin ich ein Mensch? Oma Kathrin hatte gelacht. Sie denkt, dass sie auf die Frage bis heute keine Antwort weiß.

Zu dem Kind sagt sie: „Du bist ein Sandwurm!“

Es hat ein Loch im Herzen und muss sich wie ein löchriger kleiner Mensch bewegen. Sie glaubt, dass sie auch ein Loch im Herzen hat, eines, das das Leben ihr hineingemacht hat.

Das Kind sagt: „Sannwumm, meh.“

„Finger“, sagt sie, „Hals“.

Eine halbe Stunde später fahren sie ab. Der Schlaf hatte Iven gutgetan. Er roch nicht anders als zuvor, nicht verschwitzt, nicht nach Stress. Sie dachte daran, dass man in einem Auto lieber hinter dem Fahrer sitzen soll als hinter dem Beifahrer. Der Fahrer versuche immer, sich selbst zu retten. Seine Seite. Das sei Instinkt.

Sie sah Lichter, Kiefern halb groß an einem weiten Rand. Es war eine halbe Welt. Halb durchgeführt, halb erdrückt.

Sie lag auf dem Sofa im Wohnzimmer, das Kind und Iven teilten sich das Bett. Der Fernseher spiegelte matt, ein Überbleibsel, auch wenn zweitausend Programme in ihm steckten. Der Mond schien, die Stadt löschte ihn. Alles war groß. Der Affe hatte lautlos geatmet und laut gestunken. Er hatte sie mit einem Ausdruck angesehen, den sie nicht deuten konnte. Ihr war gewesen, als schauten die Tieraugen geradewegs durch sie hindurch.

Auf ihr Inneres?

Nein. *Durch* sie hindurch.

„Inneres“ war da nicht. Sie war leer.

Das Kind, das vor ihr gesessen war, mit dem Rücken gegen ihre Schenkel gelehnt, hatte angefangen zu beben. Nicht ängstlich, es hatte nicht gezittert. Sondern vibriert mit dem ganzen Körper, lautlos und in Antwort auf den Affen, und das Vibrieren war stärker geworden und in ein leises Summen übergegangen.

Um ein Uhr setzte sie sich an den Computer. Schaltete ihn aber doch nicht ein. Wie still es war.

Sie fühlte die -losigkeit.

Nur das Summen des Kindes war noch bei ihr. Das Loch im Herzen hatte mitgesummt. Seines. Ihres. Die Farben im Wagen waren gewachsen, hatten sich miteinander verbunden. Sie hatte etwas gespürt, das sie nicht verstand. Sie war weder ausgeschlossen gewesen noch Teil davon.

Ulrike Draesner, geboren 1962 in München, lebt als Schriftstellerin in Berlin und in Leipzig, wo sie seit 2018 das Deutsche Literaturinstitut leitet. Zuletzt erschien der Band *zu lieben* (Penguin, 2024). Der hier abgedruckte Text erschien erstmals im Magazin *Das Gramm*.

Die Nähmaschine

Von Tex Rubinowitz

Ich habe in meinem Leben ein einziges Mal einen kleinen Text in einer nicht deutschsprachigen Zeitung veröffentlicht, und zwar für *Il Lavoratore* in Triest.

Ich hatte schon früh eine gewisse Affinität zu dieser Stadt, ich war als Sechzehnjähriger dort, per Autostop gelandet, durch Zufall, aus Vorsehung oder wegen der Willkür der Fahrer, irgendsowas wird's gewesen sein, angekommen in dieser italienischen Sackgasse kurz vor Jugoslawien, eigentlich wollte ich nach Griechenland, aber war für einen unaufmerksamen Moment ungewollt in Triest, Schicksal oder Fügung, wer weiß? Denn es entwickelte sich dort eine, nun ja, Bekanntschaft, ich hatte also jemanden kennengelernt, ich blieb wegen ihr länger als geplant, vage konnte ich mir vorstellen, sogar ganz dort zu bleiben, was hatte ich in Bonn, meiner Heimatstadt, denn noch verloren, konnte mir Bonn noch etwas geben, etwas, was Triest versprach?

Ab wann hat Freud sich von den Aalen abgewandt und sich für den Penisneid entschieden?

Ihr Name war Livia, ich weiß nicht, was oder wer ich für sie war, weil ich ja selbst nicht mal wusste, wer *ich* war, oder was dieses *ich* sein soll, dieses jugendliche, noch nicht entwickelte Ich, gerade aus dem Wald der Pubertät herausgefunden, auf wackligen Schnakenbeinen und geblendet in der grellen Sonne der Realität stehend, mich gabs ja eigentlich noch gar nicht. Und Livia machte mich zu einem richtigen Menschen, bildete ich mir ein. Und ich bildete mir weiter ein, ich hätte die Liebe gesehen, ich müsste sie jetzt nur noch festhalten. „From Burlington to Bonn“, das sagte Livia immer in den seltenen Kusspausen, gemeint war der Ort, in dem sie bis vor einem Monat ein Jahr lang Au-pair-Mädchen gewesen war. Burlington in Kanada, auf der Prince Edward Island. Auch das wäre eine Option gewesen, mit Livia nach Burlington zu gehen, bonnmüde und triestscheu, wenn sie nicht von einem Eddie erzählt hätte, in dezenten Dosen, weil sie merkte, dass das Misstrauen bei mir hervorholte, und was hätte der lange Weg nach Burlington gebracht, wenn Eddie hinter jeder Ecke, jedem Baum stehen könnte, nein, Triest war schon ganz gut, weil von Eddie nichts als ein Schemen blieb, in geraunten Nebensätzen.

Livias Vater war Chefredakteur des *Il Lavoratore*, und als ich mal bei ihren Eltern war, waren sie beide ganz erstaunt, als ich ihnen erzählte, was das Spezielle an Triest für mich ausmachen würde, ein spezielles Tier, und das versuchte ich eben in diesem kleinen Text darzulegen, den ich zunächst unverbindlich Livia gab, ich hatte ihn handschriftlich im Caffè San Marco in der Via Cesare Battisti niedergeschrieben, mit ihr übersetzt und bei ihr in ihrem Kinderzimmer auf ihrer kleinen mausgrauen Olivetti „Gabriele 9009“ getippt, und den sie, ohne mein Wissen und Zutun, ihrem Vater weitergab, und der erschien dann überraschenderweise sogar, meine erste Veröffentlichung, mein erster Text. Hunderttausend Lire gabs dafür, also nichts, aber für mich war dieses Nichts mehr als der schnöde Nennwert (50 Euro).

Das war nur ein kleiner Essay, und zwar über das Leben, das Sterben und all das, was dazwischen ist, einer Seepocke.

Ausgehend von der allerersten Begegnung von James Joyce mit dem fast doppelt so alten Italo Svevo eben in Triest, das ist festverankert in der Literaturgeschichte und einem Teil der wechselvollen Geschichte Triests, Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, Italo Svevo leitete eine Fabrik, in der Lacke produziert wurden, die Schiffsrümpfe vor Rost und Seepocken schützen sollten, und Joyce kam mit seiner Verlobten Nora Barnacle in die altösterreichische Hafenstadt, auf der Flucht vor einer Blasphemieanklage in seiner katholischen Heimat Irland, er folgte seinem Bruder Stanislaus, der schon ein Jahr vorher hierhergekommen war, als Englischlehrer an der Berlitz School, und James tat es ihm nach, während er in der Nacht am *Ulysses* schrieb, häufig auch, als Inspirationsquelle, in einem der vielen Bordelle am Hafen. Einer seiner Schüler war Svevo, und Joyce meinte, nachdem sie sich bekannt gemacht hatten, dass das doch komisch sei, was sie beiden verbande, nämlich, dass der Nachname seiner Verlobten Barnacle im Italienischen Cirripedi (Seepocke) heiße, ob er ihn dann und wann nicht mal mit seinen Lacken einstreichen könne, aber das waren nur die bekannten Koordinaten meiner Geschichten über die Seepocken.

Die beiden, der junge Lehrer und sein alter Schüler, gründete sogar bei einem Glas Bier in der schmutzigen Hafenkneipe „Salvagente“ einen kleinen Geheimbund, die „Loggia dei Fratelli-Cirripedi“, die Loge der Seepockenbrüder, niemand konnte Mitglied ihres Vereins werden, außer man hatte irgendetwas mit Seepocken zu tun, oder litt unter einer üblen Akne, dann konnte man eingeladen werden, aus Mitleid.



Tex Rubinowitz

Sie blieben in ihrer „loggia metafisica“, wie sie sie bezeichneten, alleine, gewollt alleine, aber sie entwarfen eine Kunstfigur, einen Mann, den sie als Logenbruder aufgenommen hatten, der sozusagen mit ihnen als Geist ebenfalls im Salvagente saß, sie nannten diesen Mann Werner Wüllenweber, alleine, weil er so arglos deutsch klang, ein Name, dem man *gar nichts* zutraut. Er war wie sie ein Autor und hatte eine Kurzgeschichte verfasst, über einen Mann, der sich in eine Seepocke verwandelt, sie kannten damals natürlich Kafkas „Verwandlung“ nicht, die erst 1912 erschien, aber Gogols „Nase“, das war so ein bisschen die Aufgabe, der Mann, der eines Morgens zur Seepocke wurde. Diesen Text schrieben sie gemeinsam, und konstruierten auch eine kleine Biografie zu ihrem Phantomautor. Wüllenweber war Anhänger der Lehren Sigmund Freuds, weil beide großes Interesse an Freuds Theorien und Texten hatten, der ein paar Jahre vor Joyce ebenfalls nach Triest kam, dort monatelang als junger Zoologiestudent vergeblich Untersuchungen an Aalen vornahm, er hatte vor, nach deren männlichen Keimdrüsen zu forschen, jahrtausendlang rätselte man nämlich, wie sich diese Tiere fortpflanzen, Aristoteles vermutete gar, sie entstünden aus dem Schlamm, deswegen sah man Freud jeden morgen auf dem Fischmarkt einen in Zeitungspapier eingewickelten Strauß Aale kaufen

und in seiner kleinen Dachkammer sezieren. 400 aufgeschlitzte Aale für nichts und wieder nichts, er fand nichts, zwei Jahre später bezeichnete er frustriert die Zoologen als „Menschen, die einander den Bissen im Mund nicht gönnen“, dabei hat er die Aale nicht mal essen dürfen, weil sie nicht kosher sind. Wo genau hatte er in Triest gelebt, war er vielleicht sogar bei den gleichen Prostituierten, die Joyce frequentierte, wo hat er seine Aale gekauft, ab wann hat er sich von diesen Tieren abgewandt und für den Penisneid entschieden, waren die Aale gar eine Initialzündung für alles Kommende? Ist ein Aal immer gleich ein Symbol, oder darf er auch mal zur Abwechslung nur ein einfacher Fisch bleiben? Und all das floss nun in die Gedanken des erfundenen Werner Wüllenwebers und seinem Mann, der eine Seepocke wurde, die Geschichte „Die Seepocke und der Aalpenis“ („Il cirripede e il pene dell'anguilla“) wurde in einem kleinen triestiner Verlag veröffentlicht, sowohl auf Italienisch als auch Englisch, aber sie verkaufte sich allenfalls im mikroskopisch messbaren Bereich, immerhin *mehr* als das, was Freud an den Aalen *nicht* fand, es war auch eher nur eine unschuldige Stilübung von Svevo und Joyce, wie kann man den erzählerischen „Sound“ beider deckungsgleich machen und eine dritte Kraft erschaffen, bis einem jemand draufkommt. Leider ist weder in den Sekundärwerken über Svevo, noch in denen über Joyce etwas von diesem frühen Identitätsexperiment zu finden.

All das behauptete ich in meinem Aufsatz, und ich wusste nicht mal genau, was mich zu diesem Text ritt, in gewisser Weise schrieb auch nicht ich ihn selbst, sondern etwas Unterbewusstes, womit wir wieder bei Freud wären, vielleicht hat das die für mich fremde Umgebung ausgelöst, das zusätzliche Wissen um Freuds Aale und die Kollision dieser beiden Wortrastellis. Livias Vater zumindest überzeugte der Text so, dass er ihn druckte, mir wurde in meiner Euphorie über dieses Gedankenexperiment leicht unwohl, aber die Endorphine spülten alle Zweifel schnell weg, die Lüge schafft eine Parallelwelt, in der sie einfach wahr wird.

Und ich schaffte es einfach Livias Eltern gegenüber zu behaupten, ein Kenner der Materie zu sein, vielleicht ein früh entwickelter Trick bei mir, so zu tun als wisse man etwas, und täte etwas, so überzeugend, dass die Leute einem das abnehmen, und damit bin ich bis dahin immer ganz gut durch- und weitergekommen, das lernt man auch schnell, das ist eine Art Überlebensstrategie, wenn man das geschickt macht, dann schaut niemand zu genau darauf, was drunter liegt. So arbeiten Hütchenspieler. Ich war aber dennoch realistisch genug zu ahnen, dass etwa beim Untergang eines, von vielleicht zu vielen Seepocken schwer gewordenen Schiffes nur so zu tun, als könne man schwimmen, vielleicht schnell mal keine so gute Strategie ist.

Livias Eltern mochten mich, wie mir schien, sie sprachen praktisch kein Englisch, Deutsch sowieso nicht, Livia übersetzte und behauptete, dass ihre Eltern mich gerne sehen, mir gerne zuhören würden, meinen Geschichten, ich hatte noch ein paar andere auf Lager, ich plapperte einfach gerne vor

mich hin, baute da und dort ein bisschen Erfundenes ein, und Livias Vater, Roberto, so ließ es mich Livia wissen, konnte sich vorstellen, dass ich, wenn ich ausreichend Italienisch gelernt hätte, bei ihnen in der Zeitung anfangen könnte, ein bisschen Lokales, ein bisschen Kulturelles, und dieses diffuse Versprechen ließ mich tatsächlich hoffen, auf einen Neustart meines gerade angefangenen Lebens, allerdings musste ich noch einmal zurück nach Bonn, in meine Heimat, all das Behördliche abwickeln, mich abmelden, um mich in Triest anmelden zu können, meinen wenigen Besitz, ein paar Bücher, die wenigen Platten, die ich besaß, ein Kunstwerk, ein Gemälde, an dem ich sehr hing, mitnehmen oder verkaufen, sich zu entscheiden, ist es wert, behalten zu werden?

Ich war am Ende drei ganze Monate in Italien, noch nie war ich so lange von zuhause entfernt gewesen, und ich hatte ein bisschen Heimweh, auch nach meiner Mutter, die einen Kurzwarenladen in Bonn betrieb, leider war der schon eine geraume Zeit geschlossen, weil sie einen bösartigen Tumor in beiden Beinen hatte, Knochenkrebs, was sie eine Zeit lang ans Krankenbett band, und auch das war ein Grund, mich wieder nach Hause zu bequemen, und zumindest interimistisch das Geschäft weiterzuführen. Leider hatte Mutter kaum noch Lebenswillen, sie war zwar noch nicht so furchtbar alt, aber „komplett abgewirtschaftet“, wie sie immer sagte, dass ihre Beine bald heilen würden und dass sie darauf auch stehen und damit gehen könnte, damit rechnete der Oberarzt nicht, der mir ganz pragmatisch die Situation schilderte und andeutete, dass man ihre Beine wohl oder übel amputieren müsse, kurz dachte ich, dass man ihr doch Räder an die Fehlstellen operieren könnte, aber zu allem Überfluss bekam sie auch noch eine Meningitis, und eine Woche nach meiner Rückkehr war sie tot. Ich fühlte mich einsam und alleine, aber das war nur eine Projektion, ich vermisste Livia. Natürlich schmerzt es, wenn ein junger Mann so einsam ist, dass er das Kind seiner Mutter vermisst, das Kind, das ich war, aber ich war es ja für meine Mutter nicht, und deshalb kann ich das alles so distanziert und fatalistisch erzählen, weil ich, seit ich zwei Jahre alt war, bei „Zieheltern“ aufgewachsen bin, meine Mutter überließ mich „zu meinem eigenen Schutz“ (ihre Worte), weil sie unkontrolliert trank und sehr häufig ihre zum Teil gewalttätigen, zum Teil unzuverlässigen Partner wechselte, zwei zusammenlebenden Männern, Freunden aus einer Whist-Runde, zu der sie mich als Kleinkind immer mitnahm, wo sie regelmäßig betrunken einschlief, irgendwann blieb ich gleich ganz dort, weil man ihr, derangiert wie sie war, mich nicht mitgeben wollte.

Homosexualität war in den Siebzigerjahren des zwanzigsten Jahrhunderts noch beinahe ein Tabu, wenn nicht sogar strafbar, ich weiß es nicht mehr, interessierte mich auch nicht, wie und wann sich die Gesetzeslage diesbezüglich änderte, für mich waren das einfach nur Onkel Holger und Onkel Bernd, und sie waren, weil ich dieses Modell des Zusammenlebens nicht anders kannte, eben sowas wie Eltern, Holger lief auch

gerne, ich weiß nicht, ob er das für mich tat, oder weil es seinem Wunsch entsprach, in Kittelschürzen herum, machte den Haushalt, während Bernd bei den Bonner Wasserwerken arbeitete, als Laborant, und auch wenn Bernd immer stichelte, dass jemand, der eine Kittelschürze trägt, die Kontrolle über sein Leben verloren hätte. Dass die Kittelschürze aus Burberrystoff und angeblich von Karl Lagerfeld designt worden war, hielt Bernd nicht von seinem Gestichel ab, Holger trug sie weiterhin, aber auch, wie mir schien, aus Trotz. Bei ihnen hatte ich noch mein Kinderzimmer, unter der Dachschräge mit meinen Büchern, Platten, den Plattenspieler und meinem wertvollen, etwas problematischen Kunstwerk. Einmal lieh ich mir in der Bücherei ein englisches Buch mit dem Titel *Homosexuality – Fact or Fiction?* aus, Onkel Holger entdeckte es beim Saubermachen meines Zimmers, nahm es mit spitzen Fingern an sich und murmelte, dass er das jetzt in die Bibliothek zurücktragen müsse, das sei noch nichts für mich.

Als Mutter dann starb, mussten wir sie zunächst beerdigen, und uns dann um ihr kleines Haus kümmern, das hieß, es leerräumen, inklusive eines deprimierend leeren Kühlschranks, in ihm war nichts als abgestandene, nutzlose Kälte, sozusagen etwas Leeres leerräumen, und zum Verkauf anbieten, was sich leider als schwierig erwies, weil das Schlafzimmer und die Küche voller Schimmel waren und es mit dem verwahrlosten Garten direkt neben dem Autobahnkreuz Bonn-Ost stand, mit seinem nicht abreißenden Lärmpegel von konstanten 85 Dezibel, auch sollten wir in weiterer Folge überlegen, was man mit dem Geschäft macht, eine Zeit lang stand ich dort selbst und verkaufte Zwirne, Litzen, Druckknöpfe und Reißverschlüsse, mindestens ein halbes Jahr, aber wäre das eine Lebensaufgabe?

Mutters Testament war noch zusätzlich so wirr formuliert, dass das dann das nächste Problem wurde, sie vermachte nämlich alles, was sie hatte, ausgerechnet Gurbanguly Berdimuhamedow, dem Diktator Turkmenistans, aus was für eigenartigen Beweggründen auch immer, ich vermute, einer ihrer „Galane“, wie sie ihre häufig wechselnden Bekanntschaften nannte, war eine Art Romeo Zentralasiens, wir mussten das anfechten, mussten einen eigenen Anwalt dafür finden, zu beweisen, dass sie einen Knall hatte, unzurechnungsfähig war, das war alles schmerzhaft unangenehm, kostenintensiv und zeitraubend, und am Ende, als wir es schafften, sie post mortem entmündigen zu lassen, blieb nichts mehr übrig, außer einem hohen Schuldenberg, der an mir hängen blieb, als nächstem Verwandten, plus die Generalsanierung von Mutters verschimmeltem Häuschen mit dem struppigen Garten an der Autobahn, ich dachte immer wieder an den Verkauf meines Kunstwerks, aber dazu war ich noch nicht bereit, ich hoffte darauf, dass man irgendwann stattdessen einen Käufer für das Geschäft finden könnte.

Das Kunstwerk, ich redete nicht gerne darüber, aber hatte es nunmal, war ein Bild des Düsseldorfer Malers Konrad Klappheck, ich weiß nicht wie man seinen Stil nennt, surrealer Hy-

perrealismus wohl am ehesten, Maschinenmaler nennt man ihn, und auf meinem Bild ist eine Nähmaschine, die aussieht wie eine Gottesanbeterin, das Werk heisst „Die Ungeduld der Sphinx“, es misst etwa 50x40 cm, und ich habe es aus einer Ausstellung gestohlen. Ich liebe das Bild, aber auf den Diebstahl bin ich, je länger er zurückliegt, nicht stolz, es ist eben passiert, das sind so irreversible Entscheidungen, ich hab das irgendwann mal im sehr leeren Rheinischen Landesmuseum gesehen, das Bild schaute mich an, saugte mich geradezu ein, nahm sozusagen Kontakt mit mir auf, so als sagte es, ich gehör dir, nimm mich, lass es uns versuchen, nimm mich schnell, kein Aufseher in Sicht, ich dachte, eine Alarmanlage geht garantiert gleich los, aber ich war wie in Trance, betäubter Tunnelblick, es ging aber nichts los, Bild unter die Achsel geklemmt, Mantel drüber, raus, ein Aufseher kam mir noch entgegen, ich dachte, das fliegt jetzt alles gleich auf oder der Klapheck rutscht mir unten aus dem Mantel, ist egal, das Adrenalin war es wert, aber nichts passierte, so, das ist es jetzt, der klirrende Moment, ich war draußen, lief und lief und lief, erst in der Wohnung von Holger und Bernd kam ich zur Ruhe, und stand wie unter Drogen, geflutet von Endorphinen, weich wie Margarine, stolz und beschämt, ich fühlte mich superstark und gleichzeitig komplett zerbrechlich, jetzt hatte ich eine Straftat begangen, bald kommen sie dir drauf. Eine zeitlang versteckte ich das Bild noch unterm Bett, dann hängte ich es auf, meinen „Eltern“ erzählte ich, dass ich es auf dem Flohmarkt für 20 Mark gekauft hätte, Klapheck kannten sie gar nicht, für sie war das keine Kunst, sie dachten, das ist das Werbeschild einer Nähmaschinenmarke. Aber, wie gesagt, an dem Bild hing ich, das mochte ich nicht hergeben, ich hatte immerhin etwas dafür geleistet, wenn auch etwas Illegales, dadurch bekam es aber eine zusätzliche Aura, ein Geheimnis. Und natürlich ließ sich sowas nicht so einfach verkaufen, jedes solcher verschwundener Kunstwerke ist doch irgendwo registriert, man könnte das allenfalls dem Besitzer, der es dem Museum als Leihgabe überlassen hatte, wieder anbieten, sozusagen für ein Lösegeld, aber solche Aktionen gehen in der Regel schief, für so einen Plan war ich nicht abgebrüht genug.

In dieser Zeit telefonierte ich einmal in der Woche mit Livia, Telefonieren war aber damals eine extrem teure Angelegenheit, jede Minute war kostbar, Schweigen konnte man sich nicht leisten, und Livia schwieg oft, es entstanden häufig lange peinvolle Pausen, das tat mir weh und ich sah entsetzt vor meinem geistigen Auge die erwartbar hohe Telefonrechnung, wie ich die Holger und Bernd erklären sollte, weshalb ich ihr lieber schrieb, jeden Tag einen Brief, ich erzählte ihr Geschichten, wen ich alles in Bonn getroffen hätte, in der „Egon Bar“, das war der Ort, wo „man“ hinging, eine Zeitlang legte ich dort auch meine Platten auf, The Fall, Pere Ubu und Steely Dan, sowas hörte ich damals, purer Zufall war wohl, dass das in erster Linie Bands waren, die für ihre Namen einen literarischen Bezug wählten, und in meinen Briefen beschrieb ich Livia, dass ich in der „Egon Bar“ all diese Bands traf, mit Mark

E. Smith von The Fall sogar Lasagne essen war, ich spielte aber nur ihre Lieder („Totally Wired“), von ihr kamen kaum Briefe zurück, ich wusste nicht, wie es ihr ging, so ganz ohne mich, wenn überhaupt etwas kam, waren es Belanglosigkeiten, einmal erzählte sie, sie hätte sich Schuhe in der Farbe von mir gekauft, ich traute mich nicht zu fragen, was sie damit meinte, und hoffte, dass das ein linguistisch verunglückter oder missverständlicher Witz gewesen sein sollte. Sehe ich denn aus wie ein Schuhschnabel?

Telefonieren war damals eine extrem teure Angelegenheit, Schweigen konnte man sich nicht leisten.

Livia war doch meine Zukunft, oder das, was ich für eine Zukunft hielt, irgendwann hatten wir sogar über Kinder geredet, das erste sollte eine Tochter werden, und sie hatte sogar schon einen Namen, nämlich Nora, so wie die Verlobte von Joyce. Aber mit jedem Druckknopf, den ich verkaufte und jedem Mal Auflegen, jeder Platte in der „Egon Bar“, verschwand das geistige Bild von Livia, Nora, Triest, auch mein Interesse Italienisch zu lernen, um bei Robertos Zeitung anfangen zu können, all das verdorrte, es schmerzte, aber es half, dass mir der Kurzwarenladen wider Erwarten Spaß machte und der DJ-Job zu einer Regelmäßigkeit wurde, der Mittwoch war immer *mein* Tag, ich nannte den Abend „Margerine Eclipse“, entfernt vielleicht meinen Kunstraub evozierend, ich fand, da war Schwung drin, so fühlte ich mich damals und auch heute noch, halbweich wie Margarine bei einer Sonnenfinsternis, und „mein“ Abend wurde immer befriedigend voll, dann und wann traten bei uns Mittwochs sogar tatsächlich Bands auf, ich erinnere mich an ein Sitzkonzert einer Gruppe namens Spacemen 3, bei der die Band auf Küchenstühlen saß und das Publikum wie üblich stand, die stark eingerauchten Musiker schliefen sogar auf der Bühne ein, so repetitiv ereignisarm und stumpfsinnig war ihre Musik, sie bemerkten nicht mal, dass das gesamte Publikum während des Konzerts grußlos ging, übrig blieb nur ich, ich applaudierte so heftig als müsste ich die Gegangenen ersetzen, am Ende brannten mir noch stundenlang die Hände, der eine der Band fragte, ob er seinen Joint an ihnen anzünden könnte, sollte ein Witz sein, lachte aber niemand, weil ja keiner mehr da war.

Nach etwa sechs Monaten fuhr ich dann doch nochmal nach Triest, ich war aufgeregt, es war ein später, milder Oktober und es war irgendetwas anders, nun bildete ich mir ein, heimzukommen, in eine fragile Abmachung was ein zukünftiges Zuhause sein könnte, wie würde Livia sein, von der ich zuletzt nur noch knöchriges Interpretationsnichts mitbekam, mich beschlich der Verdacht, sie plante das zu beenden, was

wir da an Inkompatiblen hatten, ein Verdacht, den ich aber verdrängte, schmerzlindernd für mich war vielleicht, dass ich etwa einen Monat, bevor ich abreiste, jemanden in Bonn kennenlernte, ein Mädchen namens Grace, eine Austauschschülerin aus Schottland, da bahnte sich etwas an, sie tanzte immer ausgelassen zu einer Band aus ihrer Heimat, wenn ich mal ein Lied von ihnen in der „Egon Bar“ spielte, die Combo hatte den etwas ironisch unironischen Namen Orange Juice, insbesondere deren Stück „Don't Shilly Shally“ verlangte sie wieder und immer wieder, und ich tat ihr aus Eigennutz gerne den Gefallen, weil mir das Stück selbst gefiel, und wenn es ihr gefiel, gefiel es mir umso mehr, ich mochte die Stimme des Sängers, auch sein Aussehen, offenbar ein altmodischer Rock-'n'-Roll-Fan in Plastiklederjacke und Ringelshirt, keiner, dem viel daran gelegen sein könnte, auf offener Bühne einzuschlafen. „Hör auf herumzueiern“, wie Grace mir diesen Titel mal versuchte zu übersetzen, ja, das sollte ich endlich mal lassen, das Herumeiern, insbesondere als wir uns küssten, sie meinte wohl, dass ich endlich „zur Sache“ kommen möge, aber wir kamen nie zu dieser besagten „Sache“, weil immer irgendwas dazwischen geriet, bei ihren Gasteltern ging es nicht, das waren Siebten-Tags-Adventisten, also moralisch wachsamen Soldaten Gottes, bei mir waren Holger und Bernd im Grunde diesbezüglich nicht unähnlich, gerade bei ihnen hätte ich mehr Toleranz erwartet, aber es war nicht so, es gab Vorhaltungen, wenn ich mal nach 22 Uhr heimkam, und in meinem Kinderzimmer nach 22 Uhr noch Gäste hatte, auch und gerade bei Jungs schauten die beiden immer wieder unangemeldet rein. Mittwochs allerdings hatte ich sozusagen Freigang, das war mein Tag, so als hätte ich mir das Recht auf den langen Mittwoch erkämpft wie Taschengeld als Zeit, ich konnte so lange fortbleiben wie ich wollte. Auch weil ich mich bei ihnen eingesperrt und überwacht fühlte, war ich ein bisschen erleichtert, mal wieder nach Triest ausbrechen zu können, in der Hoffnung, dass sich irgendwas klären würde, meine Sache mit Livia und die mit Grace, ich hatte nur keinen Schimmer, wie das gehen sollte, Grace war 15, sie hatten den Wunsch, das war mir klar, ausgerechnet in Bonn ihr „erstes Mal“ zu erleben, sie erwartete von mir den ersten Schritt zu dieser Initiative, den mir Livia in Triest abgenommen hatte, also eierte ich weiter herum, mit dem Kopf in Triest und der Libido in Bonn. Ich versprach Grace, als schwache Alternative, aus Triest jeden Tag eine Postkarte zu schreiben, von Livia erzählte ich ihr natürlich kein Sterbenswörtchen.

In Triest nahm ich mir ein kleines Zimmer mit fließend kaltem Wasser in der Pension Diana, gleich hinter der Börse, ich wollte nicht gleich „mit der Tür ins Haus fallen“, wie man so schön sagt, stellte mein weniges Gepäck ab, unter anderem den Klapheck, den ich mitgenommen hatte, ohne wirklich zu wissen, warum, mag sein, dass ich kurz daran dachte, ihn im Ausland zu verkaufen, dass das weniger auffällig ist als in Deutschland, vielleicht gäbe es eine interessierte Galerie, die keinen Wert auf lupenreine Provenienz legte, oder die mich

gerade deswegen im Preis etwas drücken könnte, aber wollte ich denn überhaupt das Bild oder doch eher nur die Schuld loswerden? Vielleicht dachte ich, es Livia zu schenken, nach dem Motto: Für dich begehe ich sogar ein Verbrechen.

Also eierte ich weiter herum, mit dem Kopf in Triest und der Libido in Bonn.

Ich ging zu ihrer Wohnung, das Bild ließ ich noch in der Pension, ich hatte mich noch nicht entschieden, was ich damit vorhatte, es kann sein, dass ich ebenso einen spontanen, unterbewussten Entscheidungsreflex wie beim Diebstahl brauchte, damit ich meine Ratio auslagern könnte. Ich klingelte unten, sie wohnten im zwölften Stock dieses fantastisch faschistischen Wohnturms zwischen dem Amphitheater und dem Largo Riborgo, beide Eltern waren da, sie öffneten mir, ich bildete mir ein, dass sie mich erwartet hätten, angekündigt hatte ich mich jedenfalls nicht, aber Livia war nicht da, sie sei fortgezogen, wie ich erfuhr, nach Burlington, aber ich glaubte es ihnen nicht, vielleicht verstand ich es auch nicht, mit meinem schlechten Italienisch und ihrem nicht vorhandenen Englisch, als ich nach Eddie fragte, schüttelten sie übertrieben ihre Köpfe wie verschlagene Kakadus, für mein misstrauisches Empfinden zu übertrieben, und bei einem Gang zum Klo, vorbei an ihrem Kinderzimmer und einem verstohlenen Blick hinein, bemerkte ich keinerlei Veränderungen, alles war noch so, wie ich es kannte, selbst das Bett war zerwühlt und ungemacht, ihr abgeliebter Teddybär, den sie Bibi nannte, thronte wie ein Wächter auf dem Kissen, verbarg sie sich vor mir, lag sie etwa unter dem Bett, in dem sie mir Copilotin zur Mannwerdung gewesen war? Was war ich denn für sie, hatte denn das, was war, gar keine Bedeutung für sie? Bibi war doch Zeuge davon, dass da zumindest nicht *nichts* war. Es war doch nicht so lange her, dass wir waren, was wir für uns geplant hatten, so schien es mir zumindest, ich sah fragend ihre Eltern an und musste husten, wenn ich an all das dachte, Livia, die Küsse, Nora, die ungeborene Tochter, Grace natürlich, die sich dazwischengeschoben hatte, die es aber ohne eine „ganze“ Livia nicht gegeben hätte und geben würde, das ganze Herumgeeiere, „don't shilly shally“, ich hustete, wie bei einem Schluck Wein, der mir in die falsche Kehle geraten ist, das kann vorkommen, wenn man zuviel denkt, dass man sich dann verschluckt, dachte ich, Roberto klopfte mir auf den Rücken und sagte lachend: „Il pensiero si fa basso nella testa“, den Satz schrieb ich mir auf, weil Roberto ihn noch zweimal wiederholte, so als sei er ganz besonders wichtig, später übersetzte ich ihn mir, auf Deutsch heißt das irgendwie sowas wie „Denken macht niedrig im Kopf“, wahrscheinlich eine italienische Redensart dafür, besser weiter herumzueiern, als sich in etwas zu verrennen.

Roberto fragte mich, weil er meine Enttäuschung, meine Niedergeschlagenheit sah, und wohl mehr wusste als ich ahnte, ob ich einen Grappa wolle, ich nickte, ja, warum eigentlich nicht, ist doch egal, betrinke ich mich einfach, Grund hatte ich ja, Livia hatte offenbar ihre Eltern dahingehend instruiert, uns beide voneinander fernzuhalten. Wir tranken einen zweiten Grappa, Robertos Frau, deren Namen ich mir nie merken konnte, ging irgendwann aus dem Haus, ich hatte die noch schwache Hoffnung, dass sie Livia holen würde, aber ich sah sie nie mehr wieder, ich dachte, einen dritten Grappa werde ich mit Roberto noch trinken, sozusagen meine letzte Handlung in Triest, und dann verabschiedete ich mich, aber beim letzten Gang zum Klo fiel mir an der Wand im Flur eine gerahmte Postkarte auf, ich las sie interessiert, weil nur die beschriftete Seite zu sehen war, zunächst nur die Empfängerin, und das war Ileana Sonnabend, das machte mich neugierig, und als ich sah, wer sie geschrieben hatte, wurde ich noch neugieriger, Leo Castelli, was sie sich zu sagen hatten, mochte ich nicht lesen, das kam mir ein bisschen zu intim vor. Ich kam zu Roberto zurück, der nun leider für uns ein viertes Glas gefüllt hatte, ich fragte ihn nach der interessanten Postkarte im Flur, er sagte, ich solle sie bringen, eigenartigerweise ging so leicht oder mittelschwer betrunken die Kommunikation etwas besser als vollkommen nüchtern, wenigstens *ein* plausibles Argument fürs Trinken. Ich brachte das Bild, und er löste es aus dem Rahmen, um mir die Bildseite zu zeigen, es war ein hyperrealistisches Gemälde aus dem Jahre 1962, ein Schuhspanner von Konrad Klapheck, ich war sprachlos. Leo Castelli war ein aus Triest stammender Galerist, der eine der berühmtesten Galerien der Welt in New York betrieb, er war sozusagen der Pate der Pop-Art, alle haben bei ihm ausgestellt, er hat sie alle nicht nur gezeigt, sondern *gemacht*, und Ileana Sonnabend war seine rumänische Frau, sie leitete, nachdem sich beide getrennt hatten, eine ähnlich programmierte Galerie in Paris, Castelli hatte ein paar Klaphecks, die er aber nicht zu handeln beabsichtigte, weil er sich ausschließlich auf amerikanische Künstler konzentrieren wollte, und schickte die Bilder seiner Exfrau nach Paris, die 1965 Klapheck eine Einzelausstellung einrichtete, das steht auf der Postkarte, dass da demnächst ein paar Klaphecks bei ihr eintrudeln würden. Auf die Frage an Roberto, wie er denn an diese doch äußerst exotische Postkarte gekommen sei, zuckte er nur mit den Schultern, so als sei das nichts, was er da hätte, Leo sei sein Onkel, der Bruder seines Vaters.

Beim fünften Grappa erzählte ich ihm, dass ich jetzt dringend kurz mal wegmüsse, käme aber gleich wieder, ich müsste etwas aus meiner Pension holen, ein Gastgeschenk, das ich vergessen hätte, ich dachte, jetzt, hier bei Roberto, da sei das Diebesgut im Grunde am besten angekommen, es hätte sich jetzt alles gelohnt und geklärt, irgendwie fühlte ich mich befreit von einer großen Last, gewissermaßen als Stellvertreterin für Livia, und mein delliges Karma ließe sich dadurch vielleicht etwas ausbeulen. Roberto nickte, er sagte,

ich solle nicht zu lange wegbleiben, er sei nun „giustamente stanco“, also sinngemäß rechtschaffen müde (vom Alkohol klarerweise, möglicherweise auch von mir), auch wenn das Wort *rechtschaffen* unübersetzbar ist, ich eilte, ja segelte geradezu euphorisch aus ihrem Haus, die paar Gassen zu meiner Bleibe, in die Pension Diana, der Empfang war unbesetzt, ich fischte mir den Schlüssel vom Schlüsselbrett, hetzte rauf in mein Zimmer, beim Aufschließen klemmte die Tür, sie ließ sich nur schwer öffnen, so als hätte sich am Schloss jemand zu schaffen gemacht, ich betrat das Zimmer, ich sah sofort, dass da jemand drin gewesen war, und zwar nicht das Stubenmädchen, mein Gepäck war durchwühlt, und ich wusste, dass etwas fehlen würde.

Nun war sie weg, die Nähmaschine von Konrad Klapheck. Ich packte meine paar Sachen zusammen, schlich mich runter, hängte den Schlüssel wieder ans Brett, verzichtete darauf zu zahlen, weil ich das Zimmer ja sowieso nicht benutzt hatte und nahm den Nachtzug zurück nach Bonn. Noch in der Nacht, im Zug, fand ich in meiner Hosentasche eine Seepocke, keine Ahnung, wie die da reingekommen ist.

Tex Rubinowitz, geboren 1961 in Hannover, lebt als Zeichner und Schriftsteller in Wien. Zuletzt erschienen *Stickstoff* (Sonderzahl, 2024) und *Dreh den Mond um* (Ventil, 2024). Der hier abgedruckte Text ist zuerst auf der Internet-Plattform *Höfliche Paparazzi* erschienen.



auch als
eBook

Marcel Beyer /
Peer Trilcke (Hg.)
175 Seiten
ISBN 978-3-96707-978-4
November 2024

Friederike Mayröcker

100. Geburtstag der Ausnahmmedikerin

»Ich bin noch jung in meinen Träumen, in meinen Träumen bin ich high.« Mixed Media und Multilingualität, Nature Writing und Autofiktion gehören schon früh zu den Verfahren dieser radikal poetischen Literatur, die zugleich als große Hommage an den Rausch des Schreibens und den Sog des Erinnerens gelesen werden kann.

et+k

edition text+kritik · www.etk-muenchen.de

Alles hat ein Ende, nur die Welt hat 208

Von Leon Engler

*Häufig ist die Prophezeiung die Hauptursache
für das prophezeite Ereignis!*
(Thomas Hobbes)

Wenn ich mein bisheriges Leben in einem einzigen Satz zusammenfassen müsste, würde ich sagen, dass ich mich von Anfang an auf das Ende spezialisiert habe.

So beginne ich meistens meine Vorträge. Genau genommen stimmt das nicht; ich habe mich eigentlich erst während meines PHD auf Endzeitforschung spezialisiert. Aber der erste Satz ist eben der erste Satz. Und „Ich habe mich eigentlich erst während meines PHD auf Endzeitforschung spezialisiert“, ist kein Einstieg, mit dem man seine Zuhörer sofort in seinen Bann zieht. Ja, auch Endzeitforscher mögen gute Anfänge.

„Die Apokalypse ist bereits Realität“, das ist Meyerhoffs erster Satz, den sie sagt, bevor sie sich mir vorstellt. Meyerhoff erscheint mir etwas zu lebendig dafür, dass der Weltuntergang schon stattgefunden haben soll. Sie führt mich über das Universitätsgelände, hüpfte dabei mehr, als zu gehen und verwendet eigentlich nur ein einziges Adjektiv: herrlich. Ich würde es am ehesten mit *splendid* übersetzen. Ich kenne kaum Deutsche, die dieses Wort überhaupt benutzen, aber ich kenne auch nicht viele Deutsche, außer meinen Vater vielleicht, aber Kennen wäre auch hier zu viel des Guten, Deutsch wahrscheinlich auch. Sagen wir so: Ich weiß, dass er existiert. Oder: Ich habe keine Informationen, die das Gegenteil vermuten ließen.

Wir besichtigen das herrliche Forschungszentrum in herrlicher Lage mit herrlichen Räumlichkeiten. Meyerhoff stellt mich ein paar anderen Gastforschern vor und fasst deren Forschungsprojekte kurz für mich zusammen. Die typischen Themen: Verseuchung, künstliche Erreger, Vulkanausbrüche, Supernoven, Gammablitz, Meteoriteneinschläge, Gentechnik, KI, Störung des geoökologischen Gleichgewichts, unsere postapokalyptische Zukunft im Weltall. Ich bin mit meinen Thesen wie immer eine Außenseiterin.

Dann spazieren wir durch die Altstadt, die voller Touristen ist. Darunter viele Amerikaner, die wirken als seien sie einer Kurzgeschichte von Raymond Carver entsprungen. Unwillkürlich schaue ich, ob ich meinen Vater irgendwo sehe, ziehe von jedem Gesicht 30 Jahre ab.

Sie, waren Sie schon mal in Heidelberg, und ich nur, nein, noch nie.

Wir biegen in eine kleine Seitenstraße ein, keine Amerikaner mehr außer mir und ein Jeep, der uns entgegenkommt. Wir weichen aus, der Fahrer lächelt, alle hier lächeln, ununterbrochen. Die Stimmung in Heidelberg erinnert mich an Kalifornien, nur ohne Palmen, Highways, Obdachlose und Fentanyl-Tote. Eigentlich erinnert es mich mehr an das Disneyland Resort in Anaheim, aber das ist natürlich keine sonderlich interessante Beobachtung, darum spreche ich sie nicht laut aus.

Die Menschen spazieren ohne Ziel und setzen sich anschließend in kleine Cafés mit amerikanisierten Namen wie Coffee Nerd oder Coffee Nomad. Sie tragen Klamotten in leuchtenden Farben, auf denen schnell Flecken entstehen könnten, die beim Waschen nie wieder rausgehen, aber das scheint sie nicht zu kümmern. Sie essen Blueberry-Cheesecake, als ob es kein Morgen gäbe. Mit einem Ereignis, das ihre Erwartungsparameter sprengt, rechnen sie nicht. Vielleicht geht das Leben hier wirklich auf ewig so weiter, ein Paralleluniversum von Kaffee, Kuchen und fleckenfreier Kleidung.

***In Wahrheit befänden wir uns
schon jetzt in einer Phase der
Postapokalypse, schreibt sie,
ich weiß aber nicht, wieso.***

Meyerhoff ist Mitte 40, wirkt aber 10 Jahre jünger, trägt im Grunde das Gleiche wie die amerikanischen Touristen, aber ironisiert, und kombiniert es mit einem schicken Blazer, dazu hat sie die lösungsorientierte Ausstrahlung einer Verhaltenstherapeutin oder Personal Trainerin. Dabei ist ihr Forschungsschwerpunkt die Selbstzerstörung der Menschheit durch die technologische Singularität. In ihrem letzten Paper vertritt Meyerhoff die These, dass es sehr wahrscheinlich sei, dass falsch ausgerichtete Agenten die Menschheit als Hindernis für eine Belohnung ansehen könnten und deshalb auslöschen werden. Sie hat auch in Palo Alto geforscht, glaube ich. In Wahrheit befänden wir uns aber schon jetzt in einer Phase der Postapokalypse, schreibt sie, ich weiß aber nicht,

wieso, denn ich habe den Text im Flieger angefangen, bin dann aber eingenickt und habe es bisher nicht geschafft, ihn zu Ende zu lesen.

Wir betreten ein Café. Kleine Tischchen, Sofas und Kissen, auf denen narkotisierende Sprüche geschrieben stehen. An der Wand hängt das Foto eines jungen Mannes, der vor einer Kaffeemaschine posiert und lächelt. Das Foto beschäftigt mich eine Weile, ich meine, es irgendwo schon einmal gesehen zu haben, bei einer Konferenz in der Schweiz oder in Kanada. Es ist eine Art Vexierbild: Wenn man länger hinsieht, ist man sich nicht mehr sicher, ob der Mann lacht oder weint.

Ich komme mir etwas fehl am Platz vor, sage ich. Sie, in diesem Café? Ich, nein, in Heidelberg, im Forschungszentrum. „Ich gehe in meiner Forschung ja nicht davon aus, dass die Apokalypse schon stattgefunden hat“, sage ich. „Apokalypse oder Postapokalypse – da sind wir sehr tolerant“, sagt sie und stellt zwei wiederverwendbare Plastikbecher auf die Theke des Cafés, darauf das Logo ihres Instituts: CAPAS. Nacheinander zeigt sie mit ihrem Daumnagel auf das A, das für Apokalypse und das P, das für Postapokalypse steht. Die Mitarbeiterin des Cafés nimmt die Becher und gibt sie uns gefüllt zurück.

Wir gehen ein paar Schritte entlang des Neckars, LKWs rasen an uns vorbei. Sie haben die Bundesstraße direkt neben den Fluss gebaut; ich fühle mich wieder wohler, alles wirkt ein bisschen echter, urbaner. Meyerhoff findet, der Verkehr sei zu laut, um sich zu unterhalten, also gehen wir zurück in die Altstadt zu den Touristenmassen. Wir setzen uns auf eine Bank an einem Platz, der aussieht wie die Glasur einer Hochzeitstorte auf Hochzeiten, die ich normalerweise meide. Kaffee, Sonne, rote Fassaden, Waldgrün, Amerikaner, Kurpfälzer; wir sprechen über HLMI, Lem, Haraway, Bostrom und Russell.

Sie, ist das nicht herrlich hier?

Ich nicke.

Bei manchen Forschern habe die Schönheit der Stadt schon zu einer Schreibblockade geführt. Die hätten dann plötzlich romantische Lyrik geschrieben. Ich weiß nicht, ob Meyerhoff das ernst meint, also versuche ich es mit einem doppeldeutigen Lachen.

„Manchmal denke ich, es würde die Glaubwürdigkeit unseres Instituts steigern, wenn wir uns in einem 60er-Jahre-Bau in Kaiserslautern befinden würden. Oder in einer stillgelegten Zeche im Ruhrpott.“

„Was ist eine Zeche?“, frage ich.

„Ein Bergwerk.“

„Ja, es ist nicht sonderlich endzeitlich hier“, sage ich, während ich ein Rentnerpaar beobachte, das eine Flasche Wein leerend, neben uns sitzt und gerade seinen zweiten oder dritten Frühling erlebt. Ein Sightseeing-Bus navigiert durch die engen Gassen, überfährt beinahe einen Fahrradfahrer, dem es aber noch gelingt, auszuweichen. Ich rechne damit, dass er auf den Busfahrer losgeht, doch der Mann hupt

nur vergnügt mit einer überdimensionierten Hupe und ruft: „Nichts passiert!“

„Wieso wurde Heidelberg im Zweiten Weltkrieg nicht zerstört?“, frage ich Meyerhoff.

„Da gibt es verschiedene Theorien. Die einen behaupten, es wurde heimlich schon auserkoren als US-Hauptquartier.“

„Und die anderen?“

„Gehen davon aus, dass Heidelberg eigentlich das Schicksal von Hiroshima bevorstand. Dazu forscht auch gerade einer unserer Research Fellows. Es gibt aber quasi keine Beweise.“

„Die zweite Version passt jedenfalls besser zu Ihrem Institut.“

„Wenn Sie sich nach Endzeitstimmung sehnen, dann empfehle ich die Bahnstadt oder Emmertsgrund an einem Regentag, das sind die Neubauviertel, aber erwarten sie sich kein zweites *La Defense*, das haben wir hier leider nicht.“

Ich bedanke mich für den Tipp und sage, dass ich einen Ausflug dorthin machen werde, sollte mich in den nächsten Wochen mal das Unbehagen in der Altstadt packen. Meyerhoff schüttelt einen Rest Kaffee aus den wiederverwendbaren CAPAS-Bechern, steckt sie in ihren Rucksack und steigt auf ihr Fahrrad. Sie, ob mit meiner Unterkunft alles in Ordnung sei und ich, ja, alles in Ordnung.



FOTO: MORITZ GREWENIG

Leon Engler

Dann verabschiedet sie sich und sagt noch, sie freue sich schon auf meinen Vortrag am Abend. Ich denke wieder an meinen ersten Satz, meine infamous first words. Wenn ich mein bisheriges Leben in einem einzigen Satz zusammenfassen müsste...

Ich spaziere ein bisschen durch die Stadt, nehme den Weg zur Schlossruine und gehe mein Vortragsmanuskript ein letztes Mal durch. Auch mir ist auf einmal mehr danach, Lyrik zu schreiben, obwohl ich noch nie in meinem Leben ein Gedicht geschrieben habe und mich nicht als Romantikerin beschreiben würde. Nostradamus hat seine Prophezeiungen auch in Gedichtform verfasst, also versuche ich es, nehme eine schwarzen Stift und notiere auf der Rückseite meines Manuskripts:

*Touristen, Touristen,
die Kulisse, das Schloss,
die Ruinen des Profits,
die beinah zerbombte Stadt,
empfinden weder Leid
noch Traurigkeit,
die Natur weint dem
angeschwemmten Wal,
dem verstrahlten Reh,
dem Truthahn mit Schrot zwischen den Federn,
keine Träne nach,
erst im Menschen erwacht die Natur zu Bewusstsein,
und erkennt in sich selbst ihren Anfang
und ihr Ende,
Alpha und Omega,
Weltuntergang ist Menschensache
Mitleid ist vor allen Dingen:
Selbstmitleid.
Bewusstsein ist vor allen Dingen:
Verhängnis.*

Wenn wir von Weltuntergang sprechen, dann meinen wir meist nicht das Ende unseres Planeten, sondern ein Absinken unseres Wohlstandsniveaus und das ausgewählter, uns ähnlicher Exemplare der Gattung Mensch. Meyerhoff hat vielleicht recht. Ständig geht irgendwo auf dieser Welt die Welt unter. Ist das ein erster Satz? Nein, zu umständlich.

Ich kann verstehen, dass mein Vater damals hiergeblieben ist. Der *Homo heidelbergensis* ist guter Dinge. Er scheint nicht damit zu rechnen, dass es bald zu Ende sein könnte; die letzten Tage der Menschheit sind hier noch nicht einmal angezählt.

Ich blicke auf den Neckar, die Prunkvillen und stehe in der altrosa Schlossruine. Das sei der berühmte Neckartäler Sandstein, hat Meyerhoff mir vorher erklärt. Für einen Moment spüre ich etwas, das man Liebe zum Leben nennen könnte, ein Gefühl wie Neckarstein, das ich mir gleich wieder verbiete, weil ich es für unangebracht halte. Ich denke: Unruhe bewahren.

Ich wohne in einem Teil von New York, der mich jeden Tag spüren lässt, dass für die meisten Menschen der Alltag auch ohne Katastrophenszenarios ein Kampf ums Überleben darstellt, auch wenn mein Überleben im Großen und Ganzen gesichert ist, weil ich eine Assistenzprofessur an der NYU habe, Tenure Track. Aber Heidelberg? Ich gehe in mein Hotel, The Heidelberg Exzellenz Hotel, alles exzellent hier, und lege mich aufs frisch gemachte Bett, ziehe die Decke über meinen Kopf und verharre kurz in dieser Position. Ich schreibe meiner Mutter, frage, wie es ihr gehe, versuche, ein einigermaßen guter Mensch zu sein, so wie sie versucht hat, eine einigermaßen gute Mutter zu sein, aber wir beide tun uns schwer. Ich frage sie, wo mein Vater gewohnt hat, als er in Heidelberg stationiert war, aber sie antwortet nicht auf die Nachricht. An der Rezeption frage ich nach einem Bügeleisen, bügele meine Bluse (wasche ein paar Flecken raus, föhne sie trocken) und schaue dabei ein bisschen deutsches Fernsehen. Ich verstehe ungefähr 90 Prozent von dem, was sie sagen. Aus der Minibar nehme ich einen Gin und ein Tonic und mixe die Flüssigkeiten, weil ich kein Glas finde, in meinem Mund, bis eine homogene Masse entsteht, und schlucke.

Im Vortragssaal des CAPAS-Institutsgebäudes warten schon einige Menschen, die mich überschwänglich begrüßen. Ich trinke noch ein Glas warmes Wasser, für die Stimme. Nach und nach füllt sich der Raum. Meyerhoff stellt mich vor, diese unangenehmen Einführungen, Studium, Promotion, Forschungsaufenthalte, ausgewählte Veröffentlichungen, Namen von Universitäten, das ganze Blabla, die ganze Eitelkeit. Ich dachte, in der Wissenschaft wäre man gefeit vor Narzissten; das Gegenteil ist der Fall.

Ich sage meinen neuen ersten Satz, der mir unter der Bettdecke eingefallen ist; das Publikum lacht. Dann halte ich meinen Vortrag über das Unerwartbare. Der Abend läuft wie erwartet. Auf meine Lecture ohne Performance folgt eine Fragerunde ohne Fragen, Meyerhoff improvisiert, das fällt ihr leicht, wie wahrscheinlich alles im Leben. Wie macht Meyerhoff das nur? Wieso geht Meyerhoff das Leben so locker von der Hand? Oder tut sie nur so? Ich mag sie, jeder mag sie, und ihre improvisierten Fragen sind nicht schlecht.

Dann geht man zum eigentlichen Teil des Abends über: dem Sektempfang. Ich stelle mich mit einem Glas an einen Stehtisch und blättere in einem Flyer des Instituts. Meyerhoff kommt gut gelaunt an und bedankt sich für den herrlichen Vortrag. Ich entschuldige mich, weil ich etwas überzogen habe.

„Ach was, ist doch kein Weltuntergang“, sagte Meyerhoff zwinkernd und ich denke nur: Wow, einfach wow.

Einige Menschen treten dazu, es entwickelt sich ein fröhliches Gespräch über verschiedene Szenarien zum Ende der Menschheit und deren jeweilige Wahrscheinlichkeiten. Ein Forscher aus Norwegen, um die 40 Jahre, voller, dunkler Bart, volles Haar, Typ Theater-Regisseur mit dünnem Schal – es ist Mai – um den Hals: Nachdem er mich zu meinen Thesen be-

fragt hat, gibt er zu bedenken, dass er ganz anderer Meinung sei als ich, weil alle existenziellen Risiken für unsere Gattung im Grunde identifiziert seien. Am Institut liefen intern sogar Wetten, die beste Quote gebe es derzeit für das *Szenario Schwarzes Loch*. Man wette natürlich nicht um Geld, sondern um Sachwerte, weil das Geldsystem, wie wir alle wüssten, kollabieren werde in etwa 2 bis 19 Jahren.

Eine andere Gastforscherin erklärt, dass sie ihre Trinkwasseraufbereitungsanlage darauf verwettet habe, dass westlichen Wohlstandsgemeinschaften ein Zivilisationskollaps bevorstehe wegen der Rückkehr der Pest, aber als Biowaffe einer feindlich gesinnten Nation.

„Wollen Sie mitwetten?“, fragt der Regisseur.

„Nein, danke.“

„Alle Fellows haben bisher eine Wette abgegeben. Das ist eher symbolisch.“

„Aber Sie haben meinen Vortrag ja gehört.“

„Nein, ich habe es leider erst zum Sektempfang geschafft ...“, der Regisseur richtet seinen Schal.

Eine Dystopie in greifbarer Nähe, das sei – Meyerhoff wird nachdenklich – ein Bedürfnis der Seele.

Ich erinnere die Runde an all die Apokalypsen, die nicht stattgefunden haben, erzähle vom Markus-Evangelium, von der Johannes-Offenbarung, von Papst Silvester II., der behauptete, dass zum ersten Millennium das Ende anstehe, erzähle davon, wie ich das Jahr 2000 in New York verbracht habe, an das Ende des Maya-Kalenders im Jahr 2012 und verweise auf meine Publikation *208 endings of the world* (auf Deutsch erschienen mit dem Titel: *Alles hat ein Ende, nur die Welt hat 208*, vielen Dank an die Übersetzerin an dieser Stelle), in der ich ebenso viele apokalyptische Fehleinschätzungen analysiere.

Der Regisseur hält dagegen mit einer plastischen Beschreibung des Weltuntergangs mit relativ vielen spezifischen Details und sagt, er habe eine Erstausgabe von Oswald Spenglers *Untergang des Abendlandes* darauf verwettet, dass es so zu Ende gehe.

„Im Jahr 1910 dachten alle an den Halleyschen Kometen, aber niemand an die Atombombe. 1945 dachten alle an die Atombombe, aber niemand an den Klimawandel. Jetzt denken alle an den Klimawandel, aber niemand denkt an das Undenkbare. Ich wette, die größten Katastrophenrisiken kennen wir nicht, vielleicht, ach, keine Ahnung.“

„Das ist zu vage für eine Wette!“, sagt er.

„Die Kunst der Prophezeiung ist es, vage zu bleiben. Das weiß jedes Medium und jede Astrologin. Weltuntergang: ja.

Wie: keine Ahnung. Das war Luthers Fehler. Er tippte auf die Jahre 1532, 1538 und 1541. Hätte er lieber mal gesagt: früher oder später.“

„Das ist doch alles nicht vergleichbar. Wir blicken ja nicht mehr in die Kristallkugel oder legen Tarotkarten. Wir haben solide Prognosemodelle und Datenmodelle.“

„Wir können nicht einmal das Wetter von morgen richtig vorhersagen“, antworte ich.

Der Regisseur wirkt nicht glücklich. Einem Narzissten zu widersprechen ist ein wenig so, wie einen Fluch auf sich zu ziehen. Meyerhoff versucht zu schlichten und lenkt das Gespräch in eine unverfänglichere Richtung. Sie sagt, dass wir jetzt gleich einen Tisch in einem herrlichen Restaurant reserviert hätten und langsam aufbrechen müssten. Dort erwarte uns eine herrliche Lammstelze, aber auch vegetarische Mantaschen, je nachdem, wo man gerade stehe in Sachen Apokalypse und Fleischkonsum. Ich hole mir noch ein Glas Sekt und kippe es hinunter.

Der Regisseur beruhigt sich, wechselt das Thema, erzählt nun von seiner Stute *Gulrot* und wie gut ihm diese tiefe Verbindung zu einem anderen Lebewesen tue, die Zeit in der Natur, ohne Bildschirm, Endzeit und Datenanalysen. Schon der Gedanke an *Gulrot* scheint ihn zu entspannen. Das Turnieren habe seine Familie ganz schön zusammengeschweißt in den letzten Jahren, und seine Tochter habe schon einige Preise gewonnen, darunter den *Oslo Dranstørmning Prazak*.

Auf dem Weg zum Restaurant erklärt mir die Gastforscherin mit der Trinkwasseraufbereitungsanlage – Portugiesin, schwarze Locken, Typ Buchhändlerin – warum die Welt ihrer Meinung nach so untergehen werde, wie sie ihrer Meinung nach untergehen werde. Ich stimme ihr der Einfachheit halber zu.

Wir betreten das Restaurant, das mir mehr eine Bierhalle zu sein scheint. Die Stimmung ist ausgelassen, Holzvertäfelte Wände, ein württembergisches Deckenfresko, die Oster-Deko hängt noch. (Die Apokalypsevorstellungen des Christentums und Judentums sind doch deutlich angenehmer, weil nach der Vernichtung der Erde eine neue, bessere Welt in Aussicht gestellt wird, damit erfüllte sie noch einen tröstenden Zweck.)

Wir setzen uns an eine große Tafel, ich versuche, maximalen Abstand zum Regisseur, dem norwegischen Nostradamus, zu nehmen und setze mich neben Meyerhoff, die mich irgendwie anzieht mit ihrer positiven Art. Außerdem gibt sie keine Wetten ab. Die Kellner bringen uns eine Menükarte mit vier Gängen. Der Wein, ein Riesling, ist aus der Gegend und nicht schlecht. Wir stoßen an, auf den Vortrag, den Frühling, neue Forschungsgelder, die bewilligt worden sind. Die Kellner bringen den ersten Gang, Spargelsuppe mit Lachsbällchen.

Meinem Sitznachbar – ein Forscher aus Neuseeland, sonnengegerbtes Gesicht, breites Lächeln, Typ Expeditionsleiter, auf die literarische Darstellung geologischer Kataklysmen wie Ausbrüche von Supervulkanen spezialisiert, wenn ich mich richtig erinnere – gelingt es, das gesamte Gespräch mit mir

in einem Zustand brodelnder Doppeldeutigkeit zu halten. Dann erklärt auch er mir das Ende der Menschheit: Ein paar Menschen würden überleben, so seine Prophezeiung, wie in der letzten Eiszeit, eine Gruppe Superreicher, die sich in Bunkern in Albanien und Neuseeland durchbeißen und zwei getrennte, neue Zivilisationen aufbauen. Doch er gebe die Hoffnung nicht auf.

„Hat Luther nicht gesagt“, fragt er, „wenn morgen die Welt unterginge, würde er heute noch einen Apfelbaum pflanzen?“

Lange ist mir nicht klar, ob er mich ins Bett kriegen oder ein guter Protestant sein will. Als die Kellner den zweiten Gang bringen, Dodo-Eigelb mit Tomme-Fleurette-Sauce und Baby-Spinat, nutze ich den Moment und drehe mich weg. Dann beobachte ich die Runde, die über das Eigelb staunt, lachend und diskutierend an der Tafel sitzt und flaschenweise Wein leert. Ich höre Gesprächsfetzen von Massenvernichtungswaffen, Nanotechnologie, schlauem Staub, Solar-Geoengineering, Ressourcenmangel, dem großen Massenaussterben, Waldbränden, Plastik im Meer und im Blut und dem herrlichen, herrlichen Riesling.

Ich denke an den Halleyschen Kometen, an die Massenpanik, als die Menschen 1910 dachten, sie würden an einer Cyan-Vergiftung sterben, die dionysischen Exzesse, die Massensuizide dieser Zeit. Und wie war das noch mit dem Untergang Roms? Ich erinnere mich nicht mehr, aber vielleicht war es wie in Heidelberg.

Ich wende mich Meyerhoff zu, um sie zu Rom zu befragen. Sie ist schon ziemlich betrunken und erklärt mir, dass sie Rom liebe, Romulus und Remus, eine herrliche Stadt. Dann werden Lammstelze und Maultaschen serviert. Während des Hauptgangs essen wir und schweigen weitgehend bis auf gelegentliches Stöhnen, um zu signalisieren, dass das Essen schmeckt.

Meyerhoff schließt plötzlich an, so als habe sie die Frage jetzt erst verstanden, und sagt, sie wisse auch nicht, wie Rom untergegangen sei. Aber sie glaube, die Annahme der Apokalypse sei schlicht der Normalzustand des Gehirns, weil es sich die Zukunft vorstellen könne. Die Menschheit fantasiiere wahrscheinlich schon immer von ihrem Untergang. Die Katastrophe sei auch immer eine Chance. Als Meyerhoff Derrida zitiert, wird mir kurz schwindelig.

Dann flüstert Meyerhoff. Unter uns: Sie glaube nicht unbedingt an ihre eigenen Thesen. All die anderen Forscher hätten ebenso gute Gründe und Daten für ihre Thesen und Projekte. Aber irgendwann müsse man sich eben entscheiden, um als Expertin auftreten zu können, Interviews, Beratung, Panel-Gespräche, Veröffentlichungen, Modellierungen usw. Da gehe es wie überall im Kapitalismus um Spezialisierung.

Sie verstehe meine Haltung, aber es helfe leider überhaupt nicht, alles anzuzweifeln und zu relativieren. Banken, Versicherungen und Unternehmen wollten konkrete Szenarien. Sie sei sehr früh reingeraten in dieses Thema und dieser Forschungszweig habe eben enormes Zukunftspotenzial, vor al-

lem, weil er noch so jung sei und einem keiner übelnehme, wenn es nicht so kommt, wie man prophezeit, weil alle ebenso froh seien, dass es nicht so gekommen ist, wie man prophezeit hat. Aber eine Dystopie in greifbarer Nähe, das sei – Meyerhoff wird nachdenklich – ein Bedürfnis der Seele.

„Aber“, sagt sie dann und legt das Besteck auf ihrem leeren Teller ab, „das klingt alles so negativ. Ich liebe mein Fachgebiet. Diese Community. Diese herrlichen Menschen. Fühlen wir uns nicht erst im Angesicht des Untergangs wirklich lebendig? Wir erinnern uns hier jeden Tag gegenseitig: Vergesst nicht, dass ihr sterben werdet! Darum gehen wir abends essen und trinken und feiern, weil wir alle wissen, dass es morgen zu 2,9743 Prozent vorbei sein könnte.“

„Memento mori“, sage ich.

„Memento mori.“

Die ganze Runde stimmt mit ein: „Memento mori!“

Wir stoßen an.

„Aber bei Ihnen scheint die Arbeit in diesem Forschungsfeld etwas anderes auszulösen...“, sagt Meyerhoff. Ich nicke.

„Was denn?“

„Ich katastrophisiere...“

„Ach, das ist menschlich. Hat sich evolutionär so bewährt für unsere Gattung. Sehen Sie es positiv: Die Apokalypse ist ein Anfang. Grund und Boden einer besseren Welt. Das apokalyptische Wort.“

Man muss im Leben manchmal etwas wagen, und enthemmt vom Riesling oder der Umarmung sage ich ja.

Meyerhoff nimmt mich in den Arm, einfach so, eine unkomplizierte Frau, die weiß, wann Worte, auch apokalyptische, an ihre Grenzen stoßen. Vielleicht würde ich mir das auch von meiner Therapeutin wünschen, doch die hält sich strikt an das Abstinenzgebot, dieses verdammte Abstinenzgebot. Zweieinhalb Jahre gehe ich schon zu ihr. Sie war es, die mich dazu ermutigt hat, mich in Heidelberg für diesen Forschungsaufenthalt zu bewerben. Und jetzt sitze ich hier und Meyerhoffs Umarmung wird immer drückender.

Erst als wir mit dem Dessert fertig sind – Schokoküchlein mit flüssigem Kern, Sahne und heißen Erdbeeren mit dem Übertitel „Supervulkanausbruch“ –, fällt mir auf, dass alle Gänge mit apokalyptischer Thematik spielen. Dann brechen wir nicht aus, sondern auf, Wortspiel von Meyerhoff. Einige wollen noch in eine Kneipe, weil: Memento mori.

Meyerhoff fragt mich, ob ich noch mitkomme. Der Melonenschnaps sei herrlich. Müsse man probieren. Ich zögere kurz, mein Blick fällt auf ihren Blazer; ein Erdbeerfleck, der sicher nie wieder rausgehen wird. Man muss im Leben manchmal et-

was wagen, und enthemmt vom Riesling oder der Umarmung sage ich ja. Ich merke, dass auch mein Gang hüpfender wird.

Als wir das Restaurant verlassen, beginnt es zu regnen; keiner der Zukunftsforscher hat einen Schirm dabei.

Ich fühle mich plötzlich unwohl, betrunken, infektanfällig, und behaupte, dass ich müde sei, und gehe ohne große Verabschiedung und Umarmung zurück ins Hotel.

Ich ziehe die Decke über meinen Kopf, schließe die Augen und stelle mir vor, wie die Welt untergeht. Es ist ein wohlthuender Gedanke, aber wieso? Ich entscheide mich gegen eine Ambien, trete noch einmal vor die Türe.

Heidelberg ist wie ausgestorben, die Touristen schlafen friedlich, laden, analog zu ihren digitalen Spiegelreflexkameras, ihre Akkus wieder auf. Ein weiterer Tag zwischen Sightseeing und Weinverkostungen steht ihnen bevor. Ich nachtwandle, studiere Klingelschilder, schaue, ob ich seinen, ob ich meinen Namen irgendwo entdecke.

Ich gehe weiter und komme nach einer Weile in einen Wald. Ich war lange nicht mehr in einem Wald, mein Leben in New York ist geprägt von Computerarbeit, Fahrtwegen, guten Bars, schlechten Dates und mittelmäßigem Sex. Ich laufe weiter, einige Stunden lang, bin überrascht, dass mein Körper dazu noch in der Lage ist, auch wenn ich ganz schön außer Atem bin.

In denke in Katastrophen: Kolonialismus, Weltkriege, Genozide, Vertreibungen, Erdbeben, Flutwellen, Krankheiten, doch mit jedem Schritt, den ich machen, rückt der Horror etwas von mir ab.

Ich erreiche eine Stelle im Wald, mit Mammutbäumen und Totempfahl. Bilde ich mir das ein? Bin ich noch in Heidelberg oder wieder in Nordamerika? Die Sonne geht auf, hello, old friend, sage ich leise und komme mir ziemlich pathetisch vor. Zum Glück hat mich niemand gehört.

Ich raste eine Weile, erkunde die Landschaft. Ich fühle schon wieder etwas, das man vielleicht Liebe zum Leben nennen könnte, oder Dopaminausschüttung. Noch immer fühlt es sich an wie eine emotionale Verkleidung. Ich schaue mir Videos auf YouTube an von schweisgsamen Männern mit Vollbärten, die anleiten, wie man sich einen Unterschlupf baut. Noch bevor die Sonne untergegangen ist, habe ich einen notdürftigen Unterschlupf errichtet mit einem kleinen Bett aus Stöcken und Laub und ich schlafe nicht gut, aber ich schlafe, ich schlafe.

Zehn Kilometer entfernt gibt es eine Packstation, also gebe ich am nächsten Tag nach einer längeren Internetrecherche eine Eil-Bestellung auf: Wasserfilter, Biwaksack, aufblasbare Isomatte, Handkettensäge, Trekking-Beil, Feuerstahl, Camping-Wasserkessel und eine solarbetriebene Powerbank für mein Handy. (Jetzt hätte ich einiges zu verwetten.) Ich esse, wie ich es in einem Video gelernt habe, hauptsächlich Früchte, Samen, Wurzeln, Insekten und Wildkräuter und beschließe, vorerst keine Trapperfallen aufzustellen, um kleinere Nagetiere zu fangen.

In den nächsten Tagen baue ich an einem neuen Unterschlupf, deutlich geräumiger als mein erster, spanne ein im Internet bestelltes Sonnensegel darüber und baue mir eine Sitzbank. So langsam wird es gemütlich, mein Kopf ist voll mit Erinnerungen an meine Kindheit in den Wäldern Maines, der Einsamkeit Alaskas, doch ich war in meiner Kindheit nie in den Wäldern, persönliche Erinnerungen und Filmbilder haben sich in meinem Kopf zu einer ununterscheidbaren Masse vermischt. Ich denke an deutsche Romantik, Thoreau, Emerson, Sigismunde Uthke, Lasse Hallström, Coffee Nomad, meinen Vater, eigne mir immer mehr Geheimnisse des Waldes an. Bald weiß ich nicht mehr, wie viele Tage ich hier schon lebe, verliere den Überblick über den Kalender, lebe mit einer anderen Zeitrechnung, richte mich nach den Zyklen der Natur – Sonnenaufgang und -untergang, Regen und Trockenheit – und den Empfangsbestätigungs-Terminen der Lieferstation. Die Wolken sind mein Sekundenzeiger, die Sonne mein Minutenzeiger, die Jahreszeiten mein Stundenzeiger. Ich schreibe immer mehr Gedichte; sie werden fröhlicher. Ich stelle mir den Weltuntergang vor – und der Gedanke stimmt mich traurig. Ich weiß jetzt, ob ich lachen oder weinen soll, denke das Leben nicht mehr vom ersten, sondern vom letzten Satz her.

Noch habe ich Zeit. Für den Winter plane ich, mit kalorienreicher Nahrung wie Eierlikör und Marshmallows etwas Fett anzusetzen, um nicht zu erfrieren. Ich habe seit einer Ewigkeit nicht mehr in den Spiegel geschaut und vergesse allmählich die Form meines Gesichts: Verwehen und Verlöschen. Ich bin mir nicht mehr sicher, ob meine Hand wirklich getrennt ist vom Ast der Buche. Zum Sonnenuntergang begeben sich auf den Gipfel des Königstuhl. In sicherer Entfernung zur Station der Bergbahn und des Luxushotels klettere ich auf einen Baum. Im Tal sehe ich Heidelberg, das Schimmern des Neckars, das Leuchten der Altstadt, rötlich, warm, idyllisch, immer noch nicht untergegangen. Dort speisen die Propheten goldene Dodo-Eier.

Als ich zurück zu meinem Unterschlupf kehre, wartet dort schon Meyerhoff mit einem Suchtrupp. Ich hatte natürlich nicht daran gedacht, aus dem Hotel auszuchecken oder mich von den verpflichtenden Forschungskolloquien abzumelden. Ich behaupte, dass dies der performative Teil meines Forschungsprojekts sei: Überleben nach dem Zivilisationskollaps. Sie, das sei ja eine herrliche Idee und ich, ich nicke nur. Dann bringen sie mich zurück ins Hotel, wo alles so auf mich wartet, wie ich es vor acht Tagen zurückgelassen habe.

So war das. Ironischerweise sind letzte Sätze nicht meine Stärke.

Leon Engler, geboren 1989 in Osterzell, lebt als Autor und Universitätsdozent in Wien. Er schreibt vorwiegend Theaterstücke und Hörspiele. Zuletzt entstand für den WDR das Hörspiel *Satellitenbilder deiner Kindheit*. Der hier abgedruckte Text erschien zuerst in der Zeitschrift *Literatur und Kritik*.

Vier Frauen auf dem Fahrrad

Von Lena Gorelik

Ich bin in Israel nie Fahrrad gefahren, obwohl ich da relativ lange gelebt habe. Was ist relativ lang? Lang genug, um dort Fahrrad zu fahren, um sich eins anzuschaffen, es hätte sich, aus zeitlicher Sicht, gelohnt. Das fällt mir erst jetzt auf, wenn ich Fahrrad zu denken versuche, weil ich versprochen habe, über das Fahrradfahren zu schreiben, aber immer nur Israel und Palästina, immer nur Krieg denken kann. Vom Tee, den ich trinke, wandern meine Gedanken zum Nahen Osten, von den gelben Herbstblättern vor meinem Fenster, obwohl sich im Herbst schwer an den Nahen Osten denken lässt, immerzu kriecht er in die Gedanken hinein. Ich sehe Sand, Staub, rieche die drückende Hitze. Vom Fahrrad, über das ich zu schreiben versuche, wandern sie zu den Kindern, deren Lärm ich durchs Fenster höre, weil die Grundschule nebenan wohl Pause hat. Von da zu den Kindern, die gerade in Gaza sterben, und den Kindern, die in Israel gekidnappt und getötet wurden, sie haben meist dunkle Haare. Sie sind die Hitze gewohnt, mehr als ich.

Ich wollte darüber schreiben, wie mein Vater Fahrrad fahren lernte. Um genau zu sein, wollte ich darüber schreiben, wie er nicht Fahrradfahren lernte. Wie er auf dem Hügel neben dem Asylantenwohnheim stand und es eben nicht lernte, und wie ich nicht mehr weiß, was mit dem Fahrrad passierte, auf dem er es zu lernen versuchte. Ich glaube, ich bin beinahe sicher, dass es weiß war, das Fahrrad, auf das er so wütend war.

Das Ziel war es, Fahrrad zu fahren wie die Deutschen.

Ich wollte über mein russisches Fahrrad schreiben, an dessen Farbe ich mich nicht erinnern kann, sonderbarerweise. Aber das meiner Mutter war rot. Es hieß „Kama“. Und wenn ich größer wäre, würde ich es eines Tages erben, das rote Fahrrad meiner Mutter, das im Gegensatz zu meinem klappbar war. Als ich größer wurde, groß genug für das rote „Kama“, lebten wir bereits in Deutschland. Ich habe nie das Fahrrad meiner Mutter geerbt, leider. Aber einmal durfte ich es alleine auseinanderklappen.

Ich wollte über mein erstes Fahrrad in Deutschland schreiben, das ein türkischer Mann meiner Großmutter für mich schenkte, obwohl sie keine gemeinsame Sprache hatten, in der sie sich hätten unterhalten können, diese beiden älteren Menschen. Sie kannten sich noch nicht einmal beim

Namen. Sie trafen sich beim täglichen Spaziergang, nickten sich freundlich und lächelnd zu. Ein paarmal begleitete ich meine Großmutter, „Enkelin“, sagte meine Großmutter und zeigte auf mich, als wir ihren Bekannten trafen. Er nickte mir zu, lächelte freundlich. Ein paar Tage später brachte er meiner Großmutter ein gebrauchtes Fahrrad, wiederholte das Wort „Enkelin“, meine Großmutter schob es zu uns nach Hause, lehnte es an die Wand. „Komm runter, schau mal, was ich dir mitgebracht habe“, rief sie, als sie atemlos die Wohnung betrat.

Worüber ich nicht schreiben wollte, war, wie meine Mutter meinem Sohn das Fahrradfahren beibrachte. Auf dem kleinen grünen Fahrrad, das wir bei Ebay ersteigert hatten. Sie musste sich bücken, um ihn anzuschieben, und sie lachte laut und ungläubig, als er sie nicht mehr brauchte und einfach alleine fuhr. Ich war in England, als sie mir ein Video schickte, von meinem Sohn, der ohne Stützräder Fahrrad fährt. Ich konnte ihr Lachen hören.

Ich wollte über Menschen schreiben, für die ein Fahrrad keine Selbstverständlichkeit ist. Über die Hierarchie zwischen Fahrrädern und diesen Menschen, wie vorsichtig sie den Lenker umklammern, über das Wunder, das geschehen ist, wenn sie aufgestiegen und losgefahren sind. Dass sie es nicht wagen, eine Kontrolle über das Fahrrad zu denken. Über Fahrradhelme wollte ich ebenfalls schreiben. Dass sie eine eigene Ausstrahlung haben, die Zugehörigkeit zu einer Gruppe demonstrieren, dass sie mehr sind als nur ein Helm. Ich hatte auch überlegt, die Geschichte eines Fahrrads zu erzählen. Es wäre eine sehr fiktive Geschichte. Ich könnte Protagonist:innen, die sich nie begegnet sind, durch dieses eine Fahrrad, das von Hand zu Hand wandert, einmal vererbt, einmal verkauft, einmal geklaut, einmal geliehen und so weiter, miteinander verbinden. Ich könnte Linien zwischen Leben zeichnen, es wäre vielleicht ein halber Roman, quer durch gesellschaftliche Schichten.

Ich hatte dieses Bild im Kopf, von diesem kleinen Jungen, er steht vor einem großen, schwarzen Fahrrad. Das Fahrrad ist nicht mehr neu, der Sattel abgewetztes braunes Leder. Hipster-schick, aber davon hat der Junge keine Ahnung, ich schreibe das nur für mich auf als Notiz. Es ist Sommer, die Straße ungepflastert und verstaubt. Tannen am Straßenrand, hohe, werfen ihre Schatten, zeichnen Zebrastrifen auf den Boden. Der Junge hält das Fahrrad, er ist zu klein, um draufzusteigen. Ich habe keine Ahnung, wer der Junge ist, ich hätte es gerne im Schreiben herausgefunden. Er trägt ein gestreiftes T-Shirt,



FOTO: CHARLOTTE TROLL

Lena Gorelik

die Streifen grün-weiß. Sandflecken auf dem T-Shirt, wo hat er vorher gespielt? Warum sind keine anderen Menschen in dieser Straße? Warum denke ich, dass es in dieser Geschichte noch einen Onkel gibt?

Anstatt über diesen Jungen zu schreiben, anstatt über meinen Vater zu schreiben, anstatt über den alten türkischen Mann zu schreiben, der mir ein Fahrrad durch meine Großmutter schenkte, gebe ich in die Suchmaschine „Fahrrad“ und „Gaza“ ein. Finde einen alten Artikel in der *New York Times* von 2016, in dem es um vier Frauen geht, die in Gaza Fahrrad fahren. Kaum jemand dort, insbesondere die Hamas nicht, findet das gut. Die Journalistin, die diesen Artikel schrieb, lebt, so die *New York Times*, in Ostjerusalem und berichtet über Themen, die das Leben der Palästinenser:innen betreffen sowie den Nahen Osten im Allgemeinen. Wo ist sie jetzt, frage ich mich, aber zwingt mich, mit dem Recherchieren aufzuhören.

Über diese vier Frauen will ich sofort schreiben. Ihre Geschichten erfinden, und wie sich die Lenkräder unter ihren Händen anfühlen. Welche vorausfährt, und welche die Augen senkt, als sie an den Jeeps der bewaffneten Hamas-Kämpfern vorbeifahren, die der Artikel beschreibt. Über den Bruder einer der Frauen, der ihr das Fahrradfahren beibrachte. Über

den Moment, in dem er zum ersten Mal den Gepäckträger losließ, an dem er das Fahrrad zum Stabilisieren gehalten hatte. Oder lasse ich diesen bedeutsamen Moment beim Erzählen mit Absicht weg, überlasse ich ihn jenen, die den Text lesen? Über die Morgensonne würde ich schreiben, weil es im Artikel heißt, die Frauen würden im Morgengrauen fahren, wenn alles noch schläft. Über die rote Sonne, wie ich sie nur aus dem Nahen Osten kenne, obwohl es sie sicherlich auch an anderen Punkten der Erde so zu sehen gibt. Wenn ich den Nahen Osten vermisste, dann immer als Erstes die Gerüche und das rote Sonnenlicht, diese märchenhafte Farbe.

In der Sowjetunion, wo ich aufwuchs, war das Fahrrad kein Fortbewegungsmittel, zumindest nicht in der Großstadt. Auf den teils zehnspurigen Straßen gibt es in meiner Erinnerung keine Räder. Und es gibt sie auch nicht in allen Jahreszeiten, nur im Sommer. Fahrräder gehören in meiner Erinnerung auf die Datscha, wo die Sonne nie untergeht, so will ich mir diese Sommer merken. Bestehe mit Nachdruck darauf, mich nur an Freiheit und Kindheit in den kitschigsten Farben zu erinnern, an ein Bullerbü-Leben inmitten von Mangelwirtschaft, während mir meine Eltern und kluge Bücher erzählen, wie es tatsächlich war. Während sie mit meinen Großeltern wie alle anderen ohne fließendes Wasser, mit ihren müden, schmerzenden Händen einen Vorrat an Lebensmitteln für den Winter hochzuziehen und einzulegen versuchten, fuhr ich mit dem Fahrrad zwischen den Datschas umher, in den Wald und Hügel herunter. Entwischte ich gekonnt der mir von der Großmutter auferlegten Jät-Aufgabe. Stibitzte ich heimlich Zwieback und transportierte ihn auf dem Fahrrad zu meinen Freund:innen, die an unserem Geheimversteck im Wald bauten. Wenn ich richtig darüber nachdenke, glaube ich, dass es grün war, mein Fahrrad. Hellgrün, wie Salatblätter ungefähr.

Es wäre jetzt an der Zeit zu erklären, dass es in der Sowjetunion keine große Auswahl an Fahrradmodellen gab, es gab jeweils ein Standardmodell in jeder Größe. Einmal für Männer und einmal für Frauen, man kannte die Modelle beim Namen. Das meiner Mutter hieß „Kama“, alle „Kamas“ waren rot. Die Frauen, die in Gaza Fahrrad gefahren sind, über die ich in der *New York Times* gelesen habe, sind auch in einem anderen Land. Sie scheinen mir näher als meine Mutter in unserem, wie sie sagen würde, früheren Leben. Sie scheinen mir ganz nah, ich könnte, ich müsste sie umarmen. Ich müsste sie an mich drücken, oder es wäre andersherum, sie drückten mich an sich, sodass ich in ihren Kleidern, in ihren Halsen verschwinde. Sodass alles kurz anhält, kurz wäre da endlich Stille. Ich könnte sie beschreiben, könnte ihre Stimmen hören, könnte meine Hand ausstrecken, um über ihre Wangen zu fahren, liebevoll. Ich glaube, eines der vier Fahrräder ist bestimmt knallrot.

Ich könnte sie schreiben, aber ich glaube, dass ich das nicht darf. Ich darf sie mir nicht ausdenken, während auf den Straßen, auf denen sie Fahrrad gefahren sind, Bomben fallen,

während dort Menschen sterben, während ich mich nicht zu fragen wage, ob sie am Leben sind. Diese vier Frauen, die ich bis vor wenigen Stunden nicht kannte. Ich lese sie im Internet, umarme sie in Gedanken, kann ihre Geschichten hören, die sie mir erzählen, wenn sie am Wegesrand sitzen, die Fahrräder an der Seite abgestellt. Darf ich sie mir hierher dichten? Für wen? Darf ich das nicht, weil ich sie, ihr Leben nicht kenne? Oder darf ich das nicht, weil ich Jüdin bin?

In Deutschland angekommen, wunderten wir uns über all diese Menschen, die Fahrrad fuhren. Morgens, offensichtlich zur Arbeit, mit Aktentaschen um die Schulter gehängt. Die Kinder in den neonleuchtenden Fahrradhelmen. Die Fahrradwege, jemand hatte sich Mühe gemacht, weiße Fahrräder auf die Wege zu zeichnen in diesem wunderschönen, sauberen, verwirrenden Land. Die ersten Fahrräder im Asylanten-Wohnheim, in dem wir lebten, stammten vom Flohmarkt. Das Ziel war es, Fahrrad zu fahren wie die Deutschen. Das heißt nicht nur im Sommer, und auch nicht auf der Datscha, die es hierzulande eh nicht gab. Zur Arbeit fahren, irgendwann in ferner Zukunft, wenn man denn eine Arbeit gefunden hat. Von einer Aktentasche wagte niemand zu träumen.

Mein Vater, der nie Fahrradfahren gelernt hatte. Jahrgang 1940, als er Kind war, ging es um andere Themen als ums Fahrradfahren. Aber in Deutschland schon, auf den Feldern, hinter der Stadtgrenze, das Asylantenwohnheim natürlich am Rande der Stadt. Da, wo es nicht die Augen der Deutschen störte. Zwischen den Feldern, da sieht dich niemand, hatte meine Mutter gesagt. Wie wir alle um ihn herumstehen, meine Mutter, mein Bruder, meine Großmutter und die befreundete Familie aus dem Zimmer nebenan im Wohnheim. Wie wir ihn anfeuern, wie er mich einmal angefeuert hatte, als ich Kind war und Fahrradfahren lernte, jetzt!, du hast es!, fast geschafft!, komm!, noch ein paarmal in die Pedale treten! Wie er das Fahrrad, von dem ich denke, dass es weiß ist, schließlich ins Gras schmeißt, als hätte das Fahrrad Schuld.

Und einfach davonmarschiert, das Ganze wird ihm zu unangenehm, zu peinlich. Schon wieder fühlt er sich klein, schon wieder ein Niemand, wie jeden Tag, seit er hier angekommen ist. Da braucht er nicht noch dieses Fahrradfahren üben. Ich hoffe, dass meine Mutter ihm direkt hinterhergegangen ist, um mit ihm zu reden, aber vielleicht hat sie es auch nicht getan. Vielleicht blieb sie wie ich bei den anderen stehen.

In Tel Aviv sind viele Fahrrad gefahren. Sportliche Menschen, am Meer entlang. Auch zur Arbeit, oder zu Freund:innen oder eben an den Strand. Dieselbe Straße spazierte Soldat:innen entlang, Gewehre um den Hals, ein Eis in der Hand manchmal. Ich versuchte, darüber zu schreiben, dass der Nahost-Konflikt überall ist, er ist im Alltag zu sehen. Als mich ein Freund aus Deutschland besuchte und mit großen Augen über die Omnipräsenz von Waffen stolperte, die ich auszublenden gelernt hatte, wusste ich, dass ich dort zu Hause bin. Zu Hause, ein großes Wort, ich war ständig dabei, dieses Zuhause zu kritisieren. Ich schrieb über dieses Zuhause, es schien mir unmöglich, über eine andere Welt zu schreiben.

Ich hätte vielleicht doch über diesen Jungen schreiben sollen, der das schwarze, alte Fahrrad hält. Er schiebt es geduldig durch die sommerliche Hitze, bis er an einem großen Stein zum Stehen kommt. Er umfasst den Lenker mit einer Hand, während er das Fahrrad umrundet. Dann steigt er auf den Stein, hält nun beide Hände auf dem Lenker. Will er versuchen, sich doch aufs Fahrrad zu setzen? Hat er Angst? Ich glaube, er hält inne. Dann höre ich, wie sein Onkel seinen Namen ruft. Aber der Junge dreht nicht den Kopf in dessen Richtung. Wie er da steht, auf diesem Stein, in der Hitze des Sommers, und wie ich hier, im Herbst, zu schreiben versuche, und wie die Welt zwischen die Worte kriecht.

Lena Gorelik, geboren 1981 in Leningrad, lebt als Schriftstellerin in München. Zuletzt erschien der Roman *Wer wir sind* (Rowohlt, 2021). Der hier abgedruckte Text erschien zuerst in der Anthologie *I love my bike* (Diogenes, 2024).

NORBERT MÜLLER

Easy Deutschland

ROMAN

VOLLTEXT

„Man hat eine Menge zu lachen, und laut habe ich das beim Lesen eines Romans lange nicht mehr gemacht.“

Katharina Rutschky, Frankfurter Rundschau

„In dieser Spannung zwischen selbstverliebter Selbstwahrnehmung und gnadenloser Fremdwahrnehmung liegt der Humor des Romans. Und seine Lebensnähe.“

Cornelia Gellrich, Berliner Zeitung

Norbert Müller: Easy Deutschland

Roman. Volltext E-Book

432 Seiten, € 9,90

Ab sofort auf volltext.net zum Subskriptionspreis von € 6,90 und demnächst im E-Book-Shop Ihrer Wahl!

Du sollst keine Ehe brechen

Von Marjana Gaponenko

Nina Pawel, 42 Jahre alt, war Psychotherapeutin im 6. Wiener Gemeindebezirk und, wie sie gerade beim Vorbeiradeln an zwei auf einer Treppe kauernenden Jugendlichen gehört hatte, eine sehr attraktive Frau. Sie hatte Haare wie Bette Davis, mit dem tiefen Seitenscheitel und sanften, kastanienbraunen Wellen, und die Augen wie Adriana Lima, als diese noch als Engel für Victoria's Secret zu laufen pflegte, zwei blaue Topase, mit Kajal umrandet, unter ihren Augenbrauen, die an den äußeren Enden listig nach oben gebogen waren. Sie trug breite Jeans, ein weißes Oversize-Hemd mit akkurat hochgekrempelten Ärmeln und roten Knöpfen, die wie Blutropfen glänzten. Jeden Tag ein frisches, weißes, selten rosafarbenes Hemd, jeden Tag Kajal, sie glaubte dadurch besser sehen zu können, alles, vor allem das, was ihre Kundinnen und die wenigen männlichen Kunden im Dunkel ihrer geschundenen Seelen verbargen.

Die Probleme ihrer Kunden, die Horrorgeschichten aus der Kindheit – alles ähnelte sich.

Nina Pawel hatte ihr Leben, ihre Gedanken, Gefühle, ihre Mikromimik größtenteils unter ständiger Kontrolle, sie hatte schon immer gewusst, was sie wollte, aber auch in erster Linie, und das war noch wichtiger, was sie nicht wollte. Es wunderte sie kaum etwas auf dieser Welt, die Probleme ihrer Kunden, die Horrorgeschichten aus der Kindheit – alles ähnelte sich, alles war vorhersehbar schon seit der Urgroßelterngeneration, und das war schrecklich und gleichzeitig gut so: Der Schmerz reimte sich auf Herz, immer, und das bei jedem. Zu jeder Geschichte gab es einen Schlüssel, das glaubte Nina Pawel. Ihn gemeinsam mit ihren Kundinnen zu schmieden, hielt sie für ihre Lebensaufgabe.

Sie schloss ihr Fahrrad an der Laterne vor ihrem Praxiseingang an, betrachtete eine Weile ein über Nacht entstandenes Graffiti am Altkleidercontainer – eine gebückte, wie an einem Rollator voranschreitende Schriftzeile: *FickdichinsKnieMelancholie*. Kein Komma und keine Wortabstände. Die Farbe: Ein mattes Silberblau, wie ein Bläulingsflügel mit Ombré-Effekt an den Innenseiten der aufgedunsenen Buchstaben. Hätte eine Botschaft von einer retraumatisierten Kundin von ihr sein können. Sie drückte auf den Fahrstuhlknopf, der sofort

aufleuchtete, erfreut zwinkerte er ihr zu, so schien es Nina. Im Aufzug roch es nach einem fruchtig-floralen, pappsüßen Parfum. Nina tippte auf einen Lancôme-Bestseller mit einem suggestiven Namen, der die Trägerin an die Schönheit des Lebens erinnern sollte – in den meisten Fällen völlig vergebens ohne entsprechende Therapie.

Nina Pawels Arbeitstag begann immer um zehn nach neun. Als erstes machte sie sich einen Kaffee, schwarz, ohne Milch und Zucker. Als Kaffeeliebhaberin vermied sie es, Kaffee auswärts zu trinken, die Wiener Kaffeehauskultur hielt sie für die hohlste Form des Zeitvertreibs. Ein Mensch, der sich selbst ein Freund und guter Gesellschafter ist, braucht es nicht, tagtäglich in einer Kulissenwelt abzuhängen, bei dem Heile-Welt-Mozart-Gedudel, davon war Nina Pawel überzeugt.

Um zwanzig nach neun trank sie ihren ersten, frisch gemahlten Kaffee, beantwortete ihre Nachrichten, likte Kommentare unter ihren Videos, die wenigen Trolls servierte sie je nach Laune ab, indem sie die eine oder andere an sie adressierte Hass-Epistel Satz für Satz zerpfückte und die dort verborgenen Manipulationen benannte, „zu Lernzwecken“, was sie auch gleich am Anfang ihrer Antwort schrieb. Dann nahm sie ihr nächstes Video auf. Im schmeichelnden und Vertrauen schaffenden gelben Licht ihres Mini-LED-Scheinwerfers sah Nina Pawel makellos aus, ein bisschen wie die Maléficient der Psychotherapie mit ihren blauen Augen unter den markanten Augenbrauenbögen. Sie sprach langsam, setzte ihre Handbewegungen gekonnt wirkungsvoll ein, so dass ihr Content auch auf der nonverbalen Ebene aufgenommen werden konnte. Zum finalen Schnitt schickte sie ihr Video an den Videoredakteur ihres Vertrauens, mit ein paar Anweisungen. Abends gegen 19 Uhr kam schließlich ihre polnische Reinigungskraft Pani Tereza, die einzige, vor der sie sich gerne und bewusst blamierte, indem sie Polnisch sprach, vollkommen intuitiv, wobei sie sich vorkam wie ein betrunkenener Pope aus der Westukraine im 18. Jahrhundert beim Versuch Russisch zu sprechen. Als gebürtige Ukrainerin kriegte sie es jedenfalls wunderbar hin – Pani Tereza, gut fünfzehn Jahre jünger, strahlte über das ganze Gesicht. Auch Nina erfreute sich an dem vertrauten Sound, es war wie in alten Tagen, vor dem Umzug nach Wien, vor ihrer Ehe. Meist sprachen sie über Pani Terezas Zweitjob – nach Ninas Praxis wärmte die Polin nämlich sehr diskret als Nachtpförtnerin in einem Stundenhotel den Rezeptionssessel. Laut ihren Erzählungen musste Wien immer noch ein nicht trocken zu legender Sumpf sein, und in der Suite „Honigbiene“ summte es Nacht für Nacht unermüd-

lich. Mal auf Arabisch, mal in einer anderen, ähnlich unhöflich klingenden Sprache. Dann verabschiedeten sie sich: *do widzenia, do zobaczenia*, und Nina eilte mit einer Sporttasche ins Fitnessstudio, einmal im Monat zur Supervision, wo man im kleinen kollegialen Kreis über Erlebnisse mit den Kunden reden und viel über sich selbst lernen konnte.

Sie öffnete eines der Fenster zum Lüften. Draußen hatte es zu nieseln begonnen. Eine Bettlerin, die ihre Beine seltsam verrenkt und in einen Sack gesteckt hatte, streckte ihren Arm nach den Fußgängern aus. Die kleine Meeresjungfrau. „Dankä-Bittä-ä-ä“ schallte es von der engen Gasse, „Alles Guttä, alles Guttä“. Die Bettlerin drehte ihren Fischschweif mit einem Ruck in die andere Richtung. Eine Weile kämpfte Nina mit sich selbst, dann zog sie aus der unteren Schreibtischschublade an einer gewundenen Kette ein Opernglas heraus, „Musikverein“ stand in Goldbuchstaben darauf. Sie richtete es auf die Meeresjungfrau, Bla-bla-bla... stand auf ihrem pfirsichfarbenen T-Shirt, ebenso in Golddruck. Die Bettlerin musste den fremden Blick gespürt haben, hob den ihren und streckte nach der im Fenster stehenden Nina den Arm.

„Selbst in den glücklichsten Ehen gehen die meisten Partner fremd. Paare, die einander treu geblieben sind, stellen eine Ausnahme dar. Daher ist es wichtig, darüber zu reden. Los geht's“, begann Nina. „Mein Name ist Nina Pawel, ich bin Psycho- und Hypnotherapeutin sowie Beziehungcoach. Reden wir heute über ein schwieriges Thema – den Ehebruch. Der Mensch ist ein Säugetier und unter den Säugetieren sind nur 3 Prozent der Arten monogam – im Unterschied zu den Vögeln, da sind es 90 Prozent. Das heißt – die Natur der Säugetiere ist an sich polygam. Der Mensch ist also ein polygames soziales Tier, das sich mit dem Eheschwur zur freiwilligen Sklaverei verpflichtet.“ Mit leicht geneigtem Kopf, starr in die Kamera schauend sprach Nina als nächstes über die Rolle von Dreiecksbeziehungen und die entsprechende Theorie des amerikanischen Psychologen Murray Bowen, der beschrieb, wie etwas Drittes ins Spiel gebracht werde, sobald es eine Spannung zwischen zwei Partnern gab – ein Kind, ein Hund, ein Hobby, eine Affäre. Etwas Drittes eben, um den Fokus der Aufmerksamkeit zu verschieben. Was das für sie in ihrer eigenen Ehe war, wusste sie genau: Ihr Job und in letzter Zeit der Krieg in ihrer Heimat. Mit den beiden ging sie also in gewisser Hinsicht fremd.

„Ein Grund für das Fremdgehen ist erotische Unzufriedenheit“, sagte Nina, „wenn sich die erotische Spannung in der Zweisamkeit erschöpft hat, wird man versuchen, sein biologisches Bedürfnis woanders zu realisieren. Bemerkenswert ist Folgendes: Wenn es ihm oder ihr gelingt, die Affäre geheim zu halten, kann sie sich als eherettend erweisen. Weil Bedürfnisse befriedigt und Konflikte also vermieden werden.“ *Schadet niemandem und ist nützlich für das obnebin aussterbende Institut der Ehe*, wollte sie hinzufügen, entzog sich aber der Wertung und ergänzte: „Ein anderer Grund ist der Wunsch nach Selbstbehauptung. Gerade in Ehen, in denen der eine als Machtmensch auftritt, der andere sich unterordnet – wenn der Un-

tergeordnete plötzlich eine Chance bekommt, sich jenseits der Ehe zu zeigen und zu brillieren, dann steht seine Welt Kopf, und er geht fremd. Manche Männer wollen vor einer schönen Frau reden, von ihr bewundert werden.“ Und sie erzählte über eine ihrer Kundinnen, eine frühere Escortdame, die hauptsächlich für solche Gespräche im Kerzenlicht gebucht wurde, von den Männern, die nichts anderes wollten als vor jemandem zu brillieren, etwas was sie in ihrer Ehe nicht bekamen.

Nach diesen Worten machte sie eine Pause, puderte die T-Zone, trank einen Schluck Wasser, vertrat die Beine. Draußen wurde die Bettlerin durch eine neue abgelöst: eine Großmutter mit Kopftuch und Krücke, diese stand nun im überdachten Eingang der Bankfiliale gegenüber und schien im Bilde zu sein. Mit ihren Goldzähnen funkelnd lachte sie Nina an und machte irgendwelche Handzeichen. Flehend oder warnend.

„Der nächste Grund: Das Bedürfnis nach etwas Neuem“, fuhr Nina fort, „und das ist völlig normal, denn unser Gehirn ist so beschaffen, dass es Spaß daran hat, Aufgaben zu lösen.“



FOTO: EKKO VON SCHWICHOW

Marjana Gaponenko

Betrachtet es etwas oder jemanden als gelöste Aufgabe, legt es sie ad acta. Und wendet sich neuen Aufgaben zu. Nur jene Menschen, die es schaffen, jahrelang ein Rätsel zu bleiben, eine ungelöste Aufgabe, schaffen es, die Gedanken des anderen zu fesseln. Daher rate ich meinen Kundinnen, so komisch es auch klingen mag, sich wenigstens einmal im Jahr irrational zu verhalten.“

Nina sprach mit monotoner Stimme und den Gesten, mit denen sie ihre Sätze zu streicheln schien über die weiteren Gründe fürs Fremdgehen und was man tun könne, um es zu verhindern – nämlich sich selbst zu entfalten, Neues zu lernen, nicht wegen des anderen, sondern für sich selbst. Und dass daraus automatisch eine Erleichterung und ein Verständnis resultiere. Zum Schluss sagte Nina, dass man in diesem Leben nichts und niemanden festhalten könne.

Um elf Uhr hatte Nina ihren ersten Termin, ein Erstgespräch mit einer Frau, die sich ein paar Tage vorher am Telefon als Annabelle vorgestellt hatte. Der Tonfall, die hohle Stimme und die Mühe beim Schildern ihrer Situation ließen an eine latente, unbehandelte Depression denken. Dass die Frau aktiv Hilfe suchte, sprach jedoch gegen eine suizidale Gefährdung.

„Annabelle“ stellte sich die junge Frau vor, den Nachnamen wollte sie noch nicht verraten. Eine großgewachsene, spitzschultrige Elfe mit Nasenpiercing und dem Charme eines seichten Bächleins, in das man an einem heißen Tag seine Füße taucht, bevor man weiter geht. Süß, dachte Nina, ihren Laptop aufklappend und die Kundin aus dem Augenwinkel betrachtend. Wie alt wird sie sein? Dreißig, fünfunddreißig höchstens.

„Nina Pawel. Und herzlich willkommen. Kaffee?“

Und sie dachte: mit Milch und Zucker, so wie sie aussieht.

„Danke, ich trinke keine Heißgetränke.“

Bingo, dachte Nina, obsessiv-kompulsive Störung. Damit lässt es sich arbeiten. Die junge Frau begann zu erzählen: langweilige Kindheit in der Steiermark, Traum vom eigenen Pony, der nie in Erfüllung ging, die ältere Schwester, die immer gelobt und verwöhnt wurde, das Gefühl, immer im Wege zu sein, wenn die Mutter für die Familie kochte, dabei wollte sie nur zuschauen und lernen. Störe nicht. Fasse es nicht an. Stehe nicht rum. Ob es innerhalb der Familie auch Lichtblicke gab? Schon, die Feste, wenn die Verwandtschaft von weither mit Geschenken kam und getanzt wurde.

Ohne Nina anzuschauen, leierte die junge Frau die Sätze herunter, spielte dabei mit ihrem Armband, indem sie die Armbandkette zwischen zwei Fingern festhielt und so am Handgelenk drehte, als würden die beiden Finger ein Seil hochklettern: Im Gymnasium ging es jedoch aufwärts, erste Liebe, erste Zigarette, Anerkennung, die Freunde als Familienersatz. Neid auf die anderen Mädchen, die ein eigenes Pferd hatten und mit Reitklamotten im Rucksack nach dem Schulunterricht in den Stall gehen konnten.

„Ich glaube auch, dass ein Pony Ihnen damals in dieser schwierigen, das muss man so sagen, familiären Konstellation gut getan hätte.“

„Das Fiese ist, es wurde mir immer in Aussicht gestellt: Bist du gut in der Schule, kriegst du dein Pony, spielst du fleißig Klavier an Weihnachten, Tante Susis Geburtstag, Onkel Wolfgangs Beerdigungsfeier, an Ostern bei dem Patenonkel, kaufen wir es dir unbedingt, das geschah nie, in Wirklichkeit wurde ich belogen.“

„Ja, Ihre Eltern haben sich Ihnen unfair gegenüber verhalten, man hat Sie unter anderem ausgenutzt, als Kind. Ist Ihnen das bewusst?“

„Ich habe es aber gerne getan, mochte, wenn man mir zuhörte. Wenigstens so. Durch Musik.“

„Und Ihre Mutter“, fragte sie, „was haben Sie für eine Beziehung?“

„So richtig herzlich ist die Beziehung nicht, liegt wohl an mir, denn die Mama kommt mit jedem klar, wickelt jeden mit ihrem Charme um den Finger. Außerdem kümmert sie sich seit Jahrzehnten um alte Leute bei uns im Dorf. Ehrenamtlich. Jeder mag sie.“

Auf einmal überkam Nina, sie wusste nicht warum, eine starke, fast lähmende Abneigung der jungen Frau gegenüber. Wie unprofessionell, schoss ihr durch den Kopf. Die Zeiten, wo sie sich auf ihre Kunden als Menschen und nicht als Fälle einzulassen pflegte, lagen eine Ewigkeit zurück. Abstand!, befahl sie sich.

„Sie erwähnten am Telefon den Zorn Ihres Mannes, das Aufbrausende, ihm platzt dauernd der Kragen, habe ich notiert.“

„Nicht dauernd, aber jedes Mal, wenn ich ihn kritisiere.“

„Und was sagen Sie dann?“

„Hhm, warum hast du das Kind angebrüllt? Jetzt heult es, und die Nachbarn haben alles gehört.“

U-hum, *ein Kind*, notierte Nina, setzte ihre Brille ab und begann diese zu putzen. Eine Überbrückungshandlung und eine Möglichkeit für die Kundin, sich selbst zu widersprechen, sich selbst zu korrigieren oder eine Selbstdiagnose zu stellen.

„Mein Mann ist Osteuropäer. Er ist recht erfolgreich, hat eine Firma. Trotzdem konnte er hier im Westen nie Fuß fassen, er ist als Sohn eines Diplomaten groß geworden, reiste viel, kann sich eigentlich gut benehmen.“

Osteuropa, Diplomatensohn, Kundin Minderwertigkeitsgefühle, möglicherweise eine wichtige Ressource in dieser Beziehung, tippte Nina Pawel in ihre Datei.

Sie ließ Annabelle weiter über ihren Mann erzählen. Diese wurde immer lauter und röter im Gesicht. Zwischendurch holte sie ein Papiertaschentuch hervor und blies etwas ruppig die Nase. Danach erzählte sie weiter. Mal ging es um seine Schreiatteckungen, mal um das Gefühl, für ihn nichts zu bedeuten, wie Luft zu sein. „Sitzt abends rum und surft im Internet.“

„Trauen Sie Ihrem Mann einen Seitensprung zu?“ fragte Nina und kniff die Augen zu.

„Na ja ...“ Annabelle lachte plötzlich, indem sie den Kopf in den Nacken warf und zwei Reihen ihrer makellosen, großen Zähne entblößte. „Daran habe ich auch schon gedacht. Meine

Freundin, deren Mann jahrelang fremdging, meinte neulich, wenn die Männer fremdgehen, sind sie besonders gut gelaunt. Und sie machen teure Geschenke, weil sie ein schlechtes Gewissen haben. All das passt nicht zu meinem Mann.“ Sie seufzte und schüttelte den Kopf.

Mann eventuell depressiv, schrieb Nina in ihre Datei, speicherte diese und klappte den Laptop zu.

„Dürfte ich Sie fragen, aus welchem osteuropäischen Land Ihr Mann kommt?“

„Ukraine.“

„Uh.“

Um ein Haar widerstand sie dem Drang zu sagen: Ich auch.

„Tja, ich war einmal vor vielen Jahren dort, um seine Eltern in Odessa kennenzulernen.“

„Schöne Stadt.“

„Schön, aber sehr ungepflegt, viele obdachlose Hunde und Katzen, Tuberkulose und Aids gibt es dort auch. Ich hatte so eine Angst um meine Tochter im Bauch. Wollte daher nicht essen, was die alte Dame gekocht hat.“

„Jetzt ist dort Krieg.“

„Ganz ehrlich, er hätte schon längst zu Ende sein können, aber die Ukrainer wollen nicht verhandeln. So stur wie mein Mann.“

Nina schob den Unterkiefer vor und stülpte die Oberlippe über die Unterlippe. Ihr Herz raste. An dieser Stelle hätte sie der Kundin absagen können und sollen. Doch stattdessen sagte sie:

„Ich würde vorschlagen, wir machen jetzt Schluss und treffen uns Ende der Woche, wenn es Ihnen recht ist und Sie sich mit mir wohl fühlen.“

„Natürlich.“

„Freitag, elf Uhr?“

„Passt perfekt.“

„Sehr gut, ich mache mir bis dahin ein paar Gedanken zu einer möglichen lösungsorientierten Herangehensweise.“

Als Annabelle gegangen war, saß Nina eine Weile reglos im Sessel. Ihr Mund war trocken, mehr noch, es schien, als wäre gerade ein See mit heilsamem Wunderwasser ausgetrocknet, tief in ihr, in ihrem unterirdischen Labyrinth. Anstelle wie gewohnt zum *Mister To-Fu* an der Ecke zu gehen, bestellte sie sich eine Pizza, die ziemlich schnell geliefert wurde, noch heiß war, allerdings ziemlich labbrig. Genau richtig, dachte Nina, denn so hat es damals auch geschmeckt in meiner ungepflegten, wunderschönen Heimatstadt Odessa. Der Rand fingerdick, dicke Wurstscheiben. Wollen nicht verhandeln ... Diese Ignoranz ... Sie stellte sich diesen Diplomatensohn vor. Wird sie ihm als Kind in Odessa begegnet sein? Unwahrscheinlich. Aber die Meeresluft hatten sie beide eingeatmet, ihre Lungen waren voll damit, das war das Verbindende. Wonach surfte er denn die ganze Zeit? Vermutlich wonach auch sie surfte: Verluste des Gegners, eroberte Orte, die Lage an der Front. Alles andere spielte eine untergeordnete Rolle. Gerade abends, wenn die Welt stiller, langsamer

wurde und die Amsel vor ihrem Fenster ihr Abendlied trällerte, spürte Nina deutlich, dass sie einsam war, auf eine unangenehme, unschöpferische Art einsam, oder besser allein. Allein mit ihrer Sorge die außer Kontrolle zu geraten schien, allein mit ihrer Angst, dass auch ihre Heimatstadt ein zweites Mariupol werden könnte, allein mit ihrer Ohnmacht inmitten von Fremden mit deren Melange und dem grünen Veltliner, dem ganzen Bussi-Bussi, den Symphonikern und dem Sacher-Törtchen unter dem Arm.

Entweder wollte sie nicht, dass ihr Mann von der Therapie erfuhr, oder sie wollte nicht, dass Nina ihre Adresse kannte.

Zu Hause im Flur zog sie ihre Schuhe aus, ging barfuß in die Küche. Gähnend machte sie sich ein Brot, aß es im Stehen. Der silberne Nostalgie-Wecker im Gewürzregal tickte. Der Kühlschrank brummte und fiepte. Die Kapuzinerkresse auf dem Fensterbrett trieb neue Ranken. Vertraute Geräusche, Gerüche, Gegenstände. Sie hatte alles und noch viel mehr, um sich in diesem Moment glücklich zu fühlen, nicht zuletzt Atemtechniken, doch wenn es so einfach wäre. Nina hörte sich selbst kauen, aber auch ein neues Geräusch, das ihr Kiefer zu erzeugen schien. Ein dumpfes Tappen. Es war, als würde ein winziger Blinder mit seinem Blindenstock in ihrer Mundhöhle irgendwelche Hindernisse ertasten. Sie müsste zum Orthopäden.

„Wie war dein Tag?“, fragte Sebastian, im Türrahmen lehrend.

„Nichts Außergewöhnliches“, log Nina.

„Wir haben keinen Pfeffer.“

„Kommuniziere auf direktem Wege mit einer Frau vom Fach, Schatz!“

Sebastian lächelte. Es klebte ein Salatblatt zwischen seinen Zähnen.

„Bitte Pfeffer nachkaufen bei Gelegenheit.“

In der Nacht wälzte sie sich im Bett herum, bis sie beschloss, ins Wohnzimmer auf das Sofa zu wechseln. Eine Weile lag sie mit offenen Augen da und betrachtete, mit zärtlichem Schauer, wie früher in ihrer Kindheit, den Schatten des Baumes an der Wand. Er schien wie drauf gemalt zu sein – es war windstill. Annabelles Worte hallten in Ninas Ohren wider: „Wenn Männer fremdgehen, sind sie gut gelaunt.“ Plötzlich fiel ihr ein, was sie in ihrem Video nicht genannt hatte. Ein Grund für den Ehebruch: die Intervision, sei es durch die Eltern oder durch eine nahestehende, einflussreiche Person mit böser Absicht. Wie ärgerlich, dachte Nina, und nichts zu machen, das Video war längst fertig editiert und eine im Nachhinein eingefügte Änderung fiel immer auf.

Annabelle kam regelmäßig. Sie war stets pünktlich und zahlte immer in bar. Entweder wollte sie nicht, dass ihr Mann von ihrer Therapie erfuhr, oder sie wollte nicht, dass Nina ihren Nachnamen und ihre Adresse kannte. Beides war keine Voraussetzung für eine vertrauensvolle therapeutische Arbeit. Nina war das bewusst, und sie arbeitete trotzdem weiter. Es fiel ihr leicht, vielleicht weil sie selbst eine Grenze in dieser Beziehung überschritten hatte. Da eine Scheidung für Annabelle bereits nach dem ersten Gespräch nicht mehr auf der Tagesordnung stand, konzentrierten sie sich auf die Aufarbeitung der Kindheit, ihre Angst vor Heißgetränken und die Person der Mutter. Von Therapiestunde zu Therapiestunde wurde die junge Frau immer stabiler und klarer, während Ninas Abneigung ihr gegenüber immer größer wurde. Dass sie immer wieder danke sagte, dass sie beim Sprechen mit ihrem Armband spielte, um den Faden nicht zu verlieren, dass sie meist mit leicht geöffnetem Mund dasaß, mit einem dümmlich-kindlichen Gesichtsausdruck, so gut wie alles an ihr ärgerte Nina. Dass sie es zuließ und dass sie überhaupt mit dieser Frau trotz all dem weiterarbeitete, warf Ninas Selbstkonzept durcheinander. Und sie wusste: Das alles im Rahmen ihrer monatlichen Supervision zu erzählen, wäre ein berufliches Todesurteil gewesen. Oft dachte sie beim Joggen auf dem Laufband, was für einen wunderbaren, gehorsamen Körper sie hatte und dass ihr Verstand und vor allem ihr Anstand irgendwo auf der Strecke liegen geblieben sein mussten. Wie kannst du nur, sagte sie zu sich, du tust das doch nicht für sie, sondern für ihn, deinen Landsmann, unbekannterweise. Und sie lief und lief. Dabei füllten sich ihre Augen mit Tränen und trübten die Sicht auf das Display.

„Warum heiraten Menschen? Warum schwören sie einer Person ewige Treue? In guten wie in schlechten Tagen, bis der Tod uns scheidet?“, fragte sie, lächelte, neigte den Kopf zur Seite und schaute plötzlich mit kaltem Ernst in die Kamera: „Mein Name ist Nina Pawel, ich bin Psycho- und Hypnotherapeutin sowie Beziehungcoach. Reden wir heute über die Gründe für den Bund der Ehe.“ Langsam schlug sie die Beine übereinander, faltete die Hände, fokusbildend, und fuhr fort: „Im Film *Shall we dance?* nennt die Figur der Ehefrau die Gründe für eine Ehe.“ Und sie las vor:

Menschen heiraten, weil sie einen Zeugen ihres Lebens brauchen. Es gibt Milliarden Menschen auf dem Planeten, was bedeutet dann ein einziges Leben? Aber in einer Ehe, da verspricht dir jemand, dir gegenüber nicht gleichgültig zu sein, sich zu interessieren, für die guten Dinge, die schlechten Dinge, die schrecklichen Dinge, die alltäglichen Dinge, für alles, was dich betrifft, immer und jeden Tag. Jemand sagt dir: Dein Leben verläuft nicht unbeachtet, weil ich dir zuschaue, weil ich Zeuge Deines Lebens bin.

Dann sprach sie über die Synchronisierung mit dem Partner, was diese bedeute, nämlich den aufrichtigen Austausch über Gefühle und Ansichten und vor allem über gemeinsame Ziele. Zum Schluss erwähnte sie das biblische Gebot, also das Verbot, Ehebruch zu begehen, und machte auch

darauf aufmerksam, dass in der patriarchalisch organisierten Gesellschaft der Mann eine fremde, die Frau die eigene Ehe brechen kann – eine Vorstellung, die inzwischen aus der Zeit gefallen ist. Heute wird die Ehe weltlich organisiert als Kompromiss zwischen Verpflichtung und dem trotzdem möglichen Scheitern. „Bis nächstes Mal, und macht es gut“, schloss sie. Etwas klopfte an die Fensterscheiben. Ein Vogel? Der Regen. Es schüttete mit einem Mal in Strömen. Lange sah sie durch die Fensterscheibe hinaus, als versuchte sie etwas zwischen den Regenfäden zu erkennen. Ein komischer Winter, dachte Nina.

Dann kam dieser Tag, die erste Paartherapiestunde. Das Ziel: die Verbesserung der Paarkommunikation. In der Morgendämmerung lag sie lange wach, hörte den Krähen im Innenhof zu, bis ihr Wecker klingelte. Ganz klar hatte sie einen großen Fehler gemacht, dass sie all diese Monate Kompetenz heuchelte, alles nur für diesen einen Moment. Sie konnte es nicht glauben, dass sie es war, ein Häufchen Übergriffigkeit, ein Schädling auf dem robusten und lebensfreudigen Kapuzinerkressenblatt. Doch sie war es. Sie war es tatsächlich. Nina Pawel, Diplom-Psychotherapeutin, jemand der einen Heilberuf ausübte. Schließlich stand sie auf, putzte die Zähne, machte ein paar kleinere Übungen, massierte die Lymphknoten, die Ohren, für einen besseren Lymphfluss, dann begann sie sich vor dem Spiegel zu frisieren, Kajal, etwas Rouge, die Augenbrauen – nicht umsonst als Rahmen des Gesichts bezeichnet. Ihr Gesichtsrahmen hatte einen Ausdruck, den Sebastian „schlaue Füchsin“ nannte. Was tust du, Füchsin, fragte Nina ihr Spiegelbild. Sie dachte an Annabelles Mann. Dass er „etwas älter“ war, hatte sie schon mitbekommen. Doch wie war er? Wie ging er mit dem Krieg um? Ob er darüber nachgedacht hatte, sich für die Armee zu melden? Vielleicht hat er es sogar vor? Sein Zorn könnte jedenfalls ein Anzeichen für Burnout sein. Sie würde es sofort zu deuten wissen.

Und dann standen sie beide da. Er hätte ihr Vater sein können, mit kahlem Kopf und einem Blick, den sie tausendfach gesehen hatte, in den letzten Jahren, in den Gesichtern von Geflohenen, der Blick, der wehmütig, stolz, trotzig, wissend, gleichgültig und sehnsüchtig zugleich war, eine Mischung, die elektrisierte. Sie traten ein, setzten sich, und Nina sah, dass er doch jünger war, vielleicht so alt wie sie selbst. Nicht kahl, sondern kahl geschoren. Im Deckenlicht ihrer Praxis schimmerte sein Schädel bläulich – ihr fiel das Graffito am Altkleidercontainer ein.

„Nina Pawel“, sagte sie und reichte ihm errötend die Hand. „Gruschko“, brummte er, das G gurgelnd, so dass es ihr einen Stich gab.

Marjana Gaponenko, geboren 1981 in Odessa, lebt als Schriftstellerin in Wien und Mainz. Zuletzt erschien der Roman *Der Dorfgescheite* (C. H. Beck, 2018). Der hier abgedruckte Text wurde ursprünglich in der FAZ veröffentlicht.

Ich höre sie lachen

Von Monika Helfer

„Ich höre sie lachen“, sagte der Mann zu seiner Frau, und er drückte sein Ohr an die Wand. Jedes Mal, wenn er ihr Lachen hörte, durchfuhr ihn die Sehnsucht, und er dachte sich, was passiert gerade, wenn sie lacht. Er und seine Frau lachten selten.

„Sie lacht schon wieder“, sagte seine Frau. „Das ist doch penetrant, wahrscheinlich ist sie einfach gestrickt im Kopf.“

„Was soll das heißen!“, sagte ihr Mann. „Da müssten wir zwei, die wir fast nie lachen, geradezu Intellektuelle sein. Sind wir das?“

„Wir sehen die Welt und was darin passiert mit offenen Augen, und deshalb ist uns das Lachen vergangen“, antwortete ihm seine Frau.

„Wann haben wir je gelacht?“, fragte der Mann.

„Über deine Witze, Erinnerst du dich, du hattest drei Standardwitze, Kinderwitze, die du immer wieder erzählt hast, um die Leute zu amüsieren, harmlos und gut gelaunt.“

„Meinst du den: Wonach sehnt sich die Katze?“

„Nach dem Muskelkater.“

Mann und Frau sahen sich an, aber sie lachten nicht. Jeder schaute in einen Teil der Zeitung, sie las die Kultur, er die Politik.

Einmal, nur einmal, wollte der Mann die lachende Frau sehen, er ging langsam die Treppe hinauf, dachte, jetzt ist Abend, da wird sie von der Arbeit kommen, denn um diese Zeit fängt ihr Lachen an. Ein Fremder überholte ihn und öffnete die Nachbarstür. Er war groß und bärtig, hatte derbe Schuhe an, und aus seiner Tasche ragte ein Stück Lauch.

„Guten Tag, Nachbar!“, sagte der Mann zu dem Fremden. „Wir kennen uns nicht.“

Er reichte ihm die Hand. Der Fremde stellte seine Tasche ab und grüßte.

„Verzeihen Sie“, sagte er, „mein Deutsch ist schlecht, ich bin Russe.“

„Sollten sie etwas brauchen“, sagte der Mann und wies auf seine Tür, „Sie können jederzeit bei uns klingeln.“

Der Fremde lachte und salutierte zum Spaß.

„Oder wollen Sie einmal auf einen Schluck zu uns kommen? Meine Frau und ich würden uns freuen. Wohnen Sie allein?“

Scheinheilig hatte der Mann gefragt, und der Fremde sagte: „Ich habe Liv, meine Frau. Wir kommen. Danke. Gern.“

Tage vergingen, das Lachen am Abend wiederholte sich, aber die Nachbarn kamen nicht auf Besuch.

Der Mann hielt es nicht mehr aus, so sehr plagte ihn die Neugierde.



FOTO: MINITTA KANDLBAUER

Monika Helfer

Er klingelte an der Nachbarstür. Er hörte langsame Schritte, dann öffnete sich die Tür, und eine Frau mit Krücken öffnete.

„Liv?“, fragte der Mann und sah in ihr reizendes Gesicht, es war das Gesicht einer dicken Frau mit Grübchen und weißer Haut. „Ich bin der Nachbar. Ich wollte Sie auf einen Tee einladen.“

„Wie süß“, sagte die Frau und verlegte ihr Gewicht auf eine Krücke. „Kommen Sie doch herein. Trinken wir erst bei mir einen Tee! Zucker?“

Als er in dem tiefen Sessel saß, hörte er ihr Lachen. Immer wollte ich hier sitzen, dachte sich der Mann. Nun sitze ich hier.

Der Mann saß im Ledersessel, wie eingesunken saß er, als schlief er. Er hörte die Frau telefonieren und hörte ihr Lachen, wie er jeden Tag ihr Lachen durch die Wand gehört hatte. Er dachte, ich will, dass sie auch bei mir lacht.

Als sie auf ihren Krücken ins Wohnzimmer zurückkam und sich auf das Sofa fallen ließ, setzte er sich gerade und sagte: „Liv, wissen Sie, wo die Katze wohnt?“

„Ich verstehe Ihre Frage nicht“, sagte die Frau. „Wir haben keine Katze.“

„Es soll ein Witz sein, und Sie, Liv, müssen erraten, wo die Katze wohnt.“

„Ich verstehe Sie wieder nicht“, sagte die Frau und beugte sich vor. „Ich bin Schwedin, kann gut Deutsch, aber spezielle Sachen verstehe ich nicht. Manche Sprichwörter kann man nur verstehen, wenn man im fremden Land aufgewachsen ist.“

„Das war dumm von mir“, sagte der Mann. „Verzeihen Sie, Liv.“

„Nicht doch, nicht doch“, sagte die Frau und schaute ihn sehr freundlich an. „Sagen Sie mir, wo die Katze wohnt!“

„Im Miezhaus?“

Wieder verstand die Frau nicht, was er meinte, und es war für beide peinlich.

Die Frau stand mühsam auf und ging zur Küche. „Ich bringe den Tee“, sagte sie.

Er folgte ihr nach, um ihr zu helfen, nahm ihr die Teekanne aus der Hand, die zwei Teegläser, sie trug nur die Zuckerdose.

Er schenkte ihr ein. „Ich bin ihr Nachbar“, sagte er, „ich höre Sie oft lachen, und das stimmt mich so fröhlich, ich wollte einmal sehen, wer die Frau ist, die so wunderbar lacht. Darum habe ich Sie besucht.“

Sie verzog den Mund, lachte aber nicht. „Wissen Sie, ich lache nur mit meinem Mann. Mein Mann ist Russe, und die Russen lachen gern und oft, sie lachen sogar, wenn sie Böses tun. Sie lachen immer und überall, auch in der Kirche, sogar im Beichtstuhl. Ich kann russisch, verstehe aber viele Sachen nicht, wie er ebenso Sachen auf Schwedisch nicht versteht. Dann kitzelt er mich. Und ich muss mich fast totlachen. Er ist ein guter Mann, er hat mir das Leben gerettet. Er hat mir seine Niere gespendet. Ohne ihn wäre ich tot. Ich arbeite zu Hause, übersetze Verträge ins Russische, das habe ich gelernt. Mein Mann kommt am Abend, er kocht für uns. Ich bin sehr dankbar. Haben Sie eine Frau?“

„Ja, eine Frau, schon sehr lange, wir haben uns nicht mehr viel zu sagen, und wir lachen nie zusammen.“

„Ich habe Ihnen leider auch nichts zu sagen, weil ich ja gar nicht weiß, was sie hören wollen.“

„Können Sie singen?“, fragte der Mann, es war ihm einfach so in den Sinn gekommen, dass die Frau sicher gut singen kann.

„Ein russisches Lied?“, fragte die Frau. Sie warf fünf Zuckerwürfel in die Tasse. Dann schüttete sie Tee vom Glas in die Untertasse und trank daraus. Der Tee war stark und heiß. „Russische Lieder sind wehmütig. Das kommt vom vielen Wodka. Mögen Sie einen Wodka? Ich meine, so zum Tee, einen kleinen Wodka? Ja?“

Sie stimmte ein Lied an und sang mit klarer Stimme und nicht leise, wie er es sich vorgestellt hatte, sondern sehr laut. Sicher hört das meine Frau drüben, dachte er sich.

Liv hatte laut gesungen, es hatte wie ein Arbeiterlied geklungen, und am Ende stemmte sie eine Krücke in die Höhe. Der Nachbar und sie hatten beide das Klingeln an der Tür überhört, und sie erschrakten, als der bärtige Russe vor ihnen stand.

„Lyubimyy“, sagte er und küsste seine Frau.

„Er sagt Liebling zu mir“, übersetzte sie. Sie wies auf den Mann im Sessel. „Das ist unser Nachbar“, sagte sie auf Russisch mit lustigem Akzent. „Ich habe ihm ein Lied vorgesungen, weil ich nicht wusste, was ich mit ihm reden soll.“

„Ich kenne ihn bereits“, sagte der Russe auf Russisch. „Er hat sich mir vorgestellt, er will uns beide auf einen Drink einladen. Ich denke, er könnte ein guter Mensch sein.“ Auf Deutsch sagte er: „Ich komme eben von der Arbeit im Außendienst.“ Und auf Russisch sagte er: „Du hättest ihm nicht aufmachen sollen, Lyubimyy. Vielleicht ist er doch kein guter Mensch.“

Der Nachbar erhob sich und ging zur Tür. „Ich will nicht stören. Wenn Sie einmal Verlangen haben, uns zu besuchen, melden Sie sich. Klopfen Sie einfach an die Wand.“

Er schloss leise die Tür hinter sich.

„Was heißt Verlangen?“, fragte der Russe. „Aber doch nichts Sexuelles?“ Dann ging er in die Küche und rief ins Wohnzimmer: „Heute etwas Süßes! Soll ich etwas Süßes kochen? Etwas sehr Süßes? Sehr, sehr Süßes?“

„Oh ja“, sagte Liv. „Süße Wurst!“

„Wo sind die Butterkekse?“, rief der Mann aus der Küche. „Die brauche ich, Kakao und Butter sind da, aber ohne Butterkekse geht es nicht. Die billigen sind die besten.“

Bekam Antwort: „Die habe ich gegessen, heute Mittag. Ich war so hungrig, du warst nicht da, und meine Übersetzung ging schlecht. Ich muss Spezialausdrücke von dir wissen. Was heißt Gewährleistung? Ist das etwas mit Schießen?“

Der Russe kam zurück zu seiner Frau, er zog ihr die Bluse und den Büstenhalter aus und küsste ihre Brüste.

„Heute hungern wir beinahe. Heute essen wir nur Sardinen in Öl. Das alte Brot können wir aufbacken. Sehr, sehr Süßes gibt es morgen.“

Livs Krücken lagen auf dem Boden, und die Nachbarn nebenan hörten ihr Lachen.

„Das ist unser Nachbar, ich habe ihm ein Lied vorgesungen, weil ich nicht wusste, was ich mit ihm reden soll.“

„Jetzt kitzelt er sie wieder“, sagte der Mann zu seiner Frau, und sie, ärgerlich: „Woher willst du das wissen?“

„Sie hat es mir gesagt.“

„Wann hat sie es dir gesagt?“, fragte die Frau. Gerade seifte sie ihre Hände ein, hielt sie unter kaltes Wasser und trocknete sie ab. Dann roch sie an den Innenflächen und wusch noch einmal.

„Du hast einen Waschzwang“, sagte der Mann. „Muss ich mir Sorgen machen?“

Und die Frau: „Es gibt Menschen, die waschen sich, und solche, die es nicht tun, wie diese Nachbarin, da möchte ich wetten.“

„Sie geht auf Krücken, sie ist eine Intellektuelle, sie übersetzt deutsche Verträge ins Russische, ist aber selbst eine Schwedin.“

„Das erfindest du jetzt, Verträge werden in Englisch verfasst und ins Englische übersetzt.“

„Und wenn die russischen Geschäftsleute kein Englisch verstehen?“

„Dann haben sie Untergebene, die es verstehen.“

Der Mann wandte sich von seiner Frau ab und legte sein Ohr an die Tapetenwand.

„Was für ein glückliches Lachen!“

Früh am Morgen ging der Mann aus dem Haus, seine Frau stellte sich schlafend, weil sie nicht mit ihm reden wollte. Kaum war die Tür ins Schloss gefallen, stand sie auf, ging zum Fenster und schaute ihm nach. Sie sah seine Gestalt von oben, den grauen Mantel, die gebeugten Schultern, und da kam sie sich schuldig vor. Sie war keine gute Frau. Hieß das, sie war eine schlechte Frau? Sie verrichtete ihre Morgenarbeiten, legte die Matte auf den Boden und begann mit ihren Yoga-Übungen.

Da hörte sie aus der Nachbarwohnung einen Knall, bald darauf einen Schrei.

Sie zog sich den Morgenmantel über, schlüpfte in die Hausschuhe und klingelte bei der Nachbarin. Niemand rührte sich. Noch einmal klingelte sie. Ihr kam die Idee, dass der Russe, den sie nur ein einziges Mal gesehen hatte, seine Frau zu Boden gestoßen haben könnte. War sie tot?

Noch einmal klingelte sie.

Sie hörte ein Stöhnen, dann endlich öffnete sich die Tür. Die Nachbarin, die so schön lachte, immer und immer, stand vor ihr, gleich sank sie in sich zusammen und fiel hin.

Er war nur in seinem Roman begehrtest wert. Sie hatte wenig übrig für Literatur.

„Was um Himmelswillen ist geschehen! Ich rufe die Rettung!“

„Nicht, nicht“, sagte die Nachbarin, die so schön lachte, immer und immer, „nicht, nicht. Ich bin gestürzt. Ich stürze nie. Aber jetzt bin ich gestürzt.“

Über ihre Stirn rann Blut.

Eine hielt die andere, Frau und Frau, und sie stellten sich einander vor: die Frau, die nie lachte, Gerti; die Frau, die immer lachte, Liv.

„Wo ist Ihr Mann?“ fragte Gerti.

„Er arbeitet, und ich mache nur Probleme“, sagte Liv.

„Aber Sie lachen“, sagte Gerti und lief in ihre Wohnung und kam zurück mit dem Verbandskasten. „Sie lachen immer und immer. Wir hören Sie durch die Wand. Ich würde gern so lachen können wie Sie.“

„Sie müssen wissen, ich habe den besten Mann“, sagte Liv. „Er hat mich gerettet, hat mir seine Niere geschenkt, ihm verdanke ich mein Leben. Darum lache ich.“

Liv war dick und schwer, und Gerti gelang es nicht, sie vom Boden aufzuheben. Sie lief noch einmal in ihre Wohnung und brachte ein Kissen mit, das mit den Goldfäden, und legte es unter Livs Kopf. Liv hatte ein schönes Gesicht, wirklich ein schönes Gesicht, gewiss vom vielen Lachen, das weiß ja jeder, dass Lachen schön macht. Wenn ich so schön wäre, dachte Gerti, und so schön lachen könnte, dann würde es mich nicht stören, wenn ich so dick wäre. Noch einmal lief sie in ihre Wohnung, kam mit dem Handy zurück. Sie rief ihren Mann an, der im Büro an seinem Schreibtisch saß:

„Komm schnell“, sagte sie „die Frau, die abends immer so schön lacht, liegt auf dem Fußboden. Ich sitze neben ihr. Sie ist verletzt.“

Liv zeigte ihr an, dass sie auch etwas sagen wollte. Sie sagte ins Handy hinein: „Sie haben eine liebe Frau. Sie ist stark. Aber ich bin leider zu dick und zu schwer. Lassen Sie sich Zeit, wir beide sitzen gut.“

Die Krücken lagen auf dem Boden, eine vor der Küchentür, die andere vor der Wohnzimmertür. Ganz still war es. Man hörte einen Vogel singen.

„Eine Amsel“, sagte Liv, „ein Wunder, ihr Gesang!“

Die beiden Frauen sahen einander an, Liv und Gerti. Eine war verlegen wie die andere.

Liv nahm die Hand von Gerti und drückte sie: „Sie sind auch ein guter Mensch, Sie haben mich gerettet. Ich bin immer die, die gerettet werden muss. Immer und immer. Ich war jung und mit meinem schnellen Auto unterwegs. Ein Tanklaster lag auf der Straße. Dann der Unfall. Flammen schlugen aus dem Tanklaster. Ich wusste nichts mehr. Da kam dieser bärtige Mann, der ein Russe war und mich rettete. Er hob mich auf und brachte mich ins Krankenhaus. Dieser bärtige Russe hatte einen Strahlenkranz, lachen Sie nicht, Gerti! Er hatte wahrhaftig einen Strahlenkranz. Gewiss, es waren die Endorphine, die mich das glauben ließen, so viel Blut gab es. Ich sah mich auf einem fliegenden Teppich. Ich war zwei Mal, einmal im Beichtstuhl, ein anderes Mal im Krankbett. Warum im Beichtstuhl? Das habe ich mich gefragt. Es ist so, glauben Sie mir, Gerti. Auch knapp vor dem Tod stellt man sich Fragen. Ich dachte, ja, gut, ich lebe in einem Krankbett, ich bin im Spital, man hat mich ins Spital gebracht, der Mann mit dem Bart und dem Strahlenglanz hat mich ins Spital gebracht. Aber warum bin ich zugleich im Beichtstuhl? Der Mensch ist doch ein Rätsel, habe ich nicht recht? Sagen Sie, Gerti, habe ich eine tiefe Wunde an der Stirn?“

„Seien Sie unbesorgt, liebe Liv“, sagte Gerti. „Sie machen mich glücklich, dass ich Ihnen helfen darf. Ich will in Zukunft auch so viel lachen wie Sie.“

„Der Mann mit dem Bart und dem Strahlenglanz“, sagte Liv, „ist mein Mann geworden. Er hat mir eine Niere geschenkt. Morgen bringt er mich zum Frisör. Empfehlen Sie mir eine neue Haarfarbe? Weißblond vielleicht, das wäre eine Spur heller als meine Naturfarbe, würde zu seinem Strahlenkranz passen.“

Friedlich saßen die beiden Frauen am Boden.

„Hören Sie die Amsel?“, fragte Liv, „sie singt für mich.“

Da kam endlich Gertis Mann, er hob Liv auf und führte sie zum Sofa, deckte sie zu und brachte ihr einen Wodka und trank gleich auch einen.

Als die beiden wieder in ihrer Wohnung waren, sagte Gerti: „Mich hast du auf dem Boden sitzen lassen, hast mich nicht beachtet, so als wär ich ein Stück Nichts. Auch keinen Wodka hast du mir eingeschenkt. Nichts!“

Sie saßen auf ihren harten Stühlen und warteten auf den Abend. Wieder hörten sie durch die Wand Liv lachen.

„Sie lacht“, sagte Gerti.

„Sie lacht“, sagte ihr Mann. „Aber sie gehört mir.“

Natürlich wurde der Russe von Gerti über das kleine Unglück seiner Frau informiert. Wie sollte es anders sein. Er war nach Hause gekommen, hatte seine Frau auf dem Sofa liegend vorgefunden, schlafend mit einem Kopfverband. Gerti hatte kein geeignetes Pflaster gefunden und, nachdem sie das Blut gestillt hatte, einen Kopfverband angelegt. Man konnte ja nicht wissen, auch an der Stirn gibt es Adern, die unberechenbar sind und mir nichts dir nichts zu bluten anfangen, wenn eine Verletzung vorliegt. Liv, die abends immer und immer lachte, hätte außerdem eine Gehirnerschütterung haben können. Und man weiß ja, wie gefährlich eine Vernachlässigung in so einem Fall sein kann. Also brach sie ihr Versprechen und informierte den Russen. Einen Strahlenglanz sah sie nicht.

Der bärtige Russe küsste Liv wach, sie hielten sich umschlungen, und Liv weinte, und der Russe weinte. Es war so schön, gemeinsam zu weinen.

„Dann ist die Nachbarin ja eine Gute“, sagte er Russe. „Wir müssen uns erkenntlich zeigen. Heute mache ich süße Wurst. Ich habe die billigen Kekse gekauft.“

„Ich traue der Nachbarin nicht“, sagte Liv. „Sie hat hinter der Stirn ein Misstrauen gegen mich. Dann kam noch ihr Mann mit seiner Fürsorge. Er ist in mich verliebt.“

„Ich werde ihnen zu Ehren ein Festessen kochen“, sagte der Russe. „Erst Kohlsuppe, dann Plov, zum Abschluss Rollkuchen.“

„Nein, keine Kohlsuppe“, sagte Liv. „Kohlsuppe ist ein Essen für arme Leute. Auch wenn sie gut schmeckt. Und deine schmeckt am besten. Aber ich müsste zu deiner Suppe eine Einleitung sprechen. Dass sie nicht als Speise für arme Leute gedacht ist, sondern die beste Kohlsuppe ist. Das wäre zu kompliziert.“

„Keine Suppe“, sagte der Russe mit dem Bart und dem Strahlenglanz. „Denkst du, die mögen Schweinefleisch?“

„Reden wir nach der süßen Wurst weiter“, sagte Liv.

Sie drehte sich zur Seite, und ihr Mann bereitete das Essen zu.

In der Nachbarwohnung saß das Ehepaar immer noch vor der Tapetenwand und lauschte. Nichts war zu hören.

„Es ist noch zu früh“, sagte die Frau, „sie lacht erst am Abend richtig. Lass uns Kaffee trinken. Sie wird schlafen. Sie hat mir erzählt, dass ihr Gehirn einmal so sehr erschüttert war, sie ist dem Tod von der Schaufel gerutscht.“

„Hat sie das so formuliert?“, fragte der Mann.

Da lachten beide auf einmal. Gerti schenkte Kaffee ein, sehr stark, schüttete Schnaps dazu. Sie tranken und warteten.

„Jetzt wäre drüben die Zeit zum Lachen“, sagte der Mann.

„Wahrscheinlich wird sie erst morgen wieder lachen“, sagte Gerti.

„Ja, wahrscheinlich“, sagte ihr Mann.

Das Ehepaar saß immer noch am Tisch, vom Schnaps beschwipst, und der Mann dachte sich, ich müsste mich aufraffen und sie küssen. Ich mache es.

Er beugte sich zu seiner Frau, die zurückgelehnt auf dem Stuhl saß, und küsste ihre Lippen, aber weil sie so spröde und schmal waren, beließ er es dabei.

Sie tat es ihm gleich und berührte seinen Mund. Sein Atem erschreckte sie. Das sind seine Brücken, dachte sie, er muss zum Zahnarzt.

Sie gingen auseinander.

Wenn sie nur, dachte der Mann weiter, ein wenig Polsterung an ihrem mageren Körper hätte, wenn sie nur ein wenig maßlos wäre, nicht mit Butter sparte, Sahnetorte essen würde, wenn sie sich nur ein wenig, nein, wenn sie sich nur total gehen lassen würde. Mir ist ihre Korrektheit eine Strafe. Er nahm sich vor, jeden Abend mit ihr Wein zu trinken. Zur Lockerung.

Sie nahm sich vor, einen Zahnarzttermin für ihn zu arrangieren, die Sprechstundenhilfe sollte ihn anrufen und an die Zahnreinigung erinnern. Das wäre doch vornehm. Sie käme in dieser Angelegenheit nicht vor. Sie sah an sich herab über die mageren Brüste auf ihre knöchigen Knie. Andere Garderobe kaufen. Etwas Frisches. Neue Frisur, neue Farbe über die ergrauten Haare. Ein freundliches Braun.

„Dann setze ich mich an meine Lektüre“, sagte der Mann.

„Was liest du gerade?“

Ich lese *Stoner* von John Williams, eine tragische Geschichte.“

„Hab ich auch schon gelesen“, sagte die Frau, „der Professor in der Geschichte ist gut gezeichnet, ein Mann ohne Haltung.“

„Bin ich ein Mann ohne Haltung?“, fragte er.

„Bezieh es nicht auf dich, es ist Literatur“, sagte sie. Dachte aber, genau so einer bist du, einer ohne Haltung.

Die Frau steckte ihre einzige Brosche an die Bluse, ein Anfang von Verbesserung, und verließ das Haus. Sie wollte den Frisör hinter sich bringen, sich neue Schuhe kaufen, solche mit Absätzen, ein Kleid, am Abend würde sie wieder zurück sein. Rechtzeitig, um das Lachen ihrer Nachbarin nicht zu versäumen.

Zu Hause dann zog sie das neue Kleid an und rief ihren Mann. Er sah sie an wie eine Erscheinung und dachte, wenn sie jetzt noch etwas zunehmen würde.

„Schönes Kleid, schöne Frisur, komm setzen wir uns.“

Sie saßen an der Tapetenwand und warteten. Der Mann holte zwei Gläser und entkorkte den teuren Wein. Er hatte ihn am Nachmittag gekauft. Dazu belgische Pralinen.

Sie prosteten einander zu und mit einer Praline im Mund sagte der Mann: „Auf unsere Abenteuer!“

So sagt er dazu, dachte sich seine Frau: Abenteuer. Sie wollte drei Gläser Wein trinken, was sie noch nie getan hatte, ihn an der Hand nehmen und ins Schlafzimmer führen.

Ihm kamen Filmszenen von Liebespaaren in den Sinn, auf Küchentischen und Teppichen.

Wieder hatte die Frau von nebenan nicht gelacht.

Das Ehepaar lag im Bett, jeder auf seiner Seite, der Frau drehte sich von dem vielen Wein der Kopf, ihr schmeckte Wein nicht, ihr war übel.

„Du liegst wie eine Tote“, sagte der Mann.

„Ja weil mir schlecht ist, stockschlecht, ich vertrage keinen Wein.“

„Dann beweg dich nicht. Ich bring dir einen Kamillentee.“

Er ging in die Küche. Er fühlte sich angenehm beschwipst, schenkte sich noch ein Glas Rotwein ein und ließ sich in seinen Sessel fallen.

Er hatte *Krieg und Frieden* auf den Knien, las aber nicht, dachte vielmehr über sich nach und darüber, wie er sein Leben beeinflussen könnte, damit es besser würde. Lebenswerter. Er fand es traurig, dass sie keine Kinder hatten, keine Enkel, da fiel schon einiges an Freude weg. Worüber freuen?

Die Frau in der Nachbarswohnung, die abends gelacht hatte, immer und immer, jedenfalls bis vor einer Woche, hatte sie ein besseres Leben? Sie ging auf Krücken, sie konnte allein das Haus nicht verlassen, sie war dick, war sie zufrieden?

Er schaute ins Schlafzimmer, seine Frau lag auf dem Rücken und schnarchte. Er überlegte sich, ob er bei den Nachbarn klingeln sollte.

Er zog seine Anzughose an, ein frisches Hemd, holte eine neue Flasche Wein und tat es.

Der Russe öffnete die Tür.

„Trinken Sie ein Glas mit mir?“, fragte der Mann. „Mir wäre danach.“

Sie hoben die Gläser, und der Russe erzählte, dass seine Frau im Krankenhaus liege, sie habe sich beim Sturz eine Gehirnerschütterung zugezogen, dann starke Schmerzen bekommen und so habe er sie in die Notaufnahme gefahren.

„Sie muss noch ein paar Tage bleiben, ich vermisse sie sehr, sie ist für mich mein Leben“, sagte der Russe.

„Kann man sie besuchen?“, fragte der Nachbar.

„Das würde sie nicht wollen“, sagte der Russe, sie bleibe lieber für sich. Nur auf ihn warte sie.

„Sie haben Glück“, sagte der Nachbar. „Das kann ich von mir nicht behaupten. Meine Frau ist mir so fremd wie nur irgendeine. Wir in unserer Wohnung, wir sind wie zwei Leichen auf Urlaub.“

„Warum verlassen Sie sie nicht?“ fragte der Russe. „Bevor sie sich hassen, sollten sie sich trennen.“

„Ich hasse sie nicht, sie ist mir nur gleichgültig.“

„Und wenn sie sterben würde?“

„Sie ist gesund und lebt gesund, sie wird nicht sterben.“

Der Russe sagte: „Meine liebe Liv war schon nicht mehr ganz bei den Lebenden und hat es dann doch geschafft. Sie hatte eine Nahtoderfahrung, von der sie gern spricht. Sie erzählte, sie stand auf einem Berg und schaute hinunter auf mich, sah meine Verzweiflung, sie wusste, sie musste zurück, aber was schrecklich für sie war, sie wollte nicht. Sie wollte bleiben, wo sie war. Sie schwamm durch einen See, obwohl sie gar nicht schwimmen kann, und schlug wieder die Augen auf. Ich gebe sie nicht mehr her“, sagte der Russe und schüttelte rote Weintropfen aus seinem Bart.

Gerti wachte auf, und ihr Mann lag nicht neben ihr. Normalerweise war sie die erste, die aufstand, dann bereitete sie das Frühstück zu.

Er war auch nicht in der Wohnung. Der Kleiderschrank stand offen, und sie sah, dass zwei seiner Anzüge weg waren, einige Hemden, Unterwäsche, das Paar gute Schuhe. Der Koffer war auch weg. Ihr fiel kein einziger Mensch ein, zu dem er hätte gehen können. Er war einfach weg. Ohne ein Wort. Sie hatten keinen Streit gehabt, da war nichts gewesen.

Sie machte sich fertig und fuhr mit dem Bus ins Büro. Keinem sagte sie etwas. Sie arbeitete bis zum Abend, dann fuhr sie wieder mit dem Bus nach Hause. Ihr Mann war immer noch nicht da. Sie deckte den Tisch, richtete eine kalte Platte. Saß dann vor dem Essen und starrte es nur an.

Aus der Nachbarwohnung hörte sie seit langem wieder das Lachen der Frau. Sie sprang auf und schob den schweren Kasten an die Wand. Sie ging ins Schlafzimmer und legte sich unter die Decke.

Wenn er sich etwas angetan hatte. Sie glaubte es nicht. Sie hatte bei seiner Arbeitsstelle angerufen. Es hieß, er habe Urlaub genommen, drei Wochen. Sie würde morgen wieder zur Arbeit gehen und anschließend zur Polizei, um sein Verschwinden zu melden.

In der Nacht schüttelte sie ein Weinkrampf.

Auf der Treppe dann begegnete ihr der Russe, er sah sie an, und da liefen ihr schon die Tränen in den Mantelkragen.

„Kommen Sie“, sagte er, „Sie reden mit Liv, und ich koche uns Blini.“

Liv lag auf dem Sofa, zugedeckt bis zur Nasenspitze, die Krücken lehnten an der Wand.

„Er kommt wieder“, tröstete sie Gerti, „lassen Sie ihm ein wenig Zeit, er wird sich nach seinen Gewohnheiten sehnen.“

„Als ich ihn kennenlernte, war ich sehr verliebt“, sagte Gerti. „Ich saß im Bus und hatte mein Buch vergessen, *Anna Karenina*, er lief mir nach und gab es mir. So fing es an. Wir beide leben richtig nur in Büchern, das wirkliche Leben ist für uns das falsche.“

„Und Ihr Mann wollte endlich ins wahre Leben zurück“, sagte Liv und fügte schnell hinzu, so denke sie es sich.

„Aber ich finde mich nicht mehr zurecht, es ist zu spät“, sagte Gerti.

Aus der Küche roch es nach Fett, und Musik klang ins Wohnzimmer.

„Lieben Sie Musik?“, fragte Liv. „Ich höre den ganzen Tag Radio, Wortsendungen, Klassik, Diskussionen, da habe ich das Gefühl, nicht allein zu sein.“

„Das muss ich mir angewöhnen. Kann man sich das einfach so angewöhnen?“, fragte Gerti.

Gerti nahm ihre Hand. „Wärme ist wichtig, Sie sollten nie frieren, sich satt essen ist wichtig.“

Der Russe brachte drei Teller, verteilte das Essen, und sie wünschten einander Guten Appetit.

„Sex ist auch wichtig“, sagte der Russe, und als er das Gesicht von Gerti ansah, das so traurig wirkte, sagte er: „Entschuldigung.“

Als der Mann aus heiterem Himmel seine Sachen gepackt und ohne eine Ankündigung die Wohnung verlassen hatte, fuhr er mit dem Taxi zum Bahnhof, schaute auf die Abfahrtszeiten und entschloss sich von einer Sekunde zur anderen, in den Zug nach Berlin einzusteigen.

Er wehrte den Gedanken an seine Frau ab, die gehörte jetzt nicht in seinen Roman.

Er hatte als Student in Berlin gelebt, war viel in Literaturkreisen unterwegs, hatte es selber mit dem Schreiben versucht, was nicht so recht gelingen hatte wollen. Er blieb beim Lesen. Einmal sagte ein Professor zu ihm: „Sie sind der belesendste Mann, den ich kenne.“

Er wurde zu Diskussionen eingeladen, seine Rhetorik schulte sich. Nach einer dieser Veranstaltungen hatte er seine Frau kennengelernt, wie er, eine Bücherbesessene. Das vereinte sie. Sie war seine erste Frau, er ihr erster Mann. Sie tauschten sich über Literatur aus, und kannte einer nicht, was der andere

gerade las, holte er es eilig nach. Sie hatten bescheidenen Sex, weil jeder im Kopf in einer Romanszene liebte.

Da traf er auf einer Party eine dunkelhaarige Frau, die so schön war, dass er sich wunderte, von ihr wahrgenommen zu werden. Er war nur in seinem Roman begehrenswert. Sie hatte wenig übrig für Literatur, das saftige Leben war das Ihre. Bei jeder seiner Handlungen fragte er sich, ob sie wohl in ihrem Sinn wäre. Dann verlor er sie an einen anderen.

Beinahe wäre er vor Unglück gestorben, wieder ein Thema für einen Roman, den ich bald schreiben werde, hatte er sich gedacht. Wieder misslang es. Er war zu nichts imstande.

Da hatte er seine Literaturliebe wieder getroffen und sie von der Stelle weg geheiratet. Er sehnte sich nach Sicherheit.

Jetzt, nach dreißig Jahren, stand er vor dem Haus, in dem er mit der Dunkelhaarigen ein halbes Jahr gelebt hatte. Er sah zu den Fenstern hoch, schaute bei den Klingeln auf die Namen, drückte sie alle nacheinander, bis endlich die Tür aufschnappte. Er betrat das Haus, lief die Treppen hinauf und hielt vor der Wohnung, in der er vor dreißig Jahren...

Ein fremder Name stand auf der Tür. Er klingelte, und ein Kind öffnete. Ein Mädchen mit schwarzen Locken und einem rosaroten Ballettröckchen.

„Wie heißt du?“, fragte er das Kind. „Ist deine Mutter da?“

„Ich heiße Tiffany, und meine Mutter ist tot.“

Der Vater erschien in der Tür, ein großer Mann in Unterhemd. „Wen suchen Sie“, fragte er.

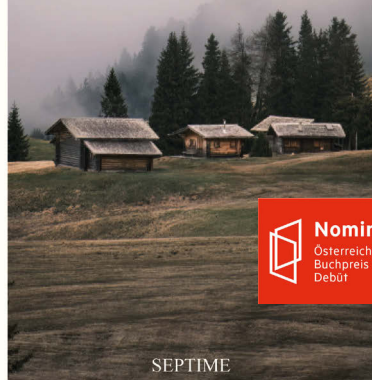
„Eine dunkelhaarige Frau, die vor dreißig Jahren hier gewohnt hat.“

„Er meint wahrscheinlich die Oma“, sagte Tiffany, „die lebt, wo es immer so kalt ist.“

Monika Helfer, geboren 1947 in Au im Bregenzerwald, lebt als Schriftstellerin in Vorarlberg. Zuletzt erschienen die Romane *Löwenherz* (Hanser, 2022) und *Die Jungfrau* (Hanser, 2023). Der hier abgedruckte Text stammt aus ihrem Erzählband *Wie die Welt weiterging* (Hanser, 2024).

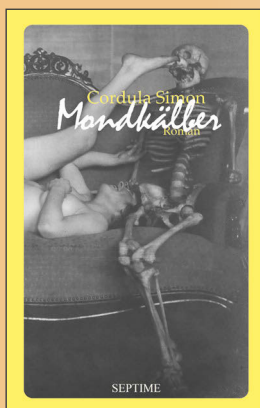
Verena Dolovai Dorf ohne Franz

Roman



SEPTIME

Nominiert
Österreichischer
Buchpreis 2024
Debüt



Verena Dolovai | Dorf ohne Franz

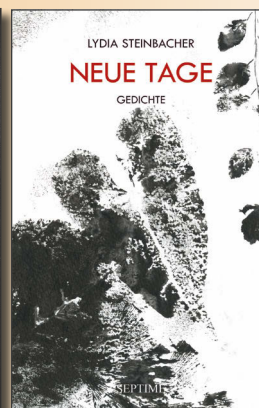
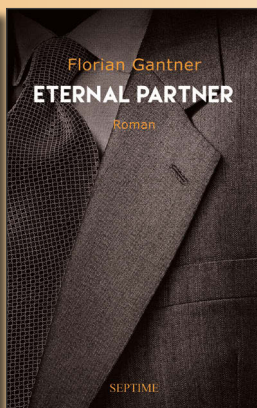
Gebunden, 168 Seiten, 19,50 € (D), 20,00 € (A)
ISBN: 978-3-99120-035-2, Auch als E-Book

Cordula Simon | Mondkälter

Gebunden, 168 Seiten, 21,40 € (D), 22,00 € (A)
ISBN: 978-3-99120-045-1, Auch als E-Book

Florian Gantner | Eternal Partner

Gebunden, 168 Seiten, 21,40 € (D), 22,00 € (A)
ISBN: 978-3-99120-046-8, Auch als E-Book



Lydia Steinbacher | Neue Tage

Gebunden, 120 Seiten, 17,50 € (D), 18,00 € (A)
ISBN: 978-3-902711-86-1



Jürgen Bauer | Styx

Gebunden, 192 Seiten, 24,00 € (D), 24,60 € (A)
ISBN: 978-3-99120-033-8, Auch als E-Book

Literatur aus Österreich
www.septime-verlag.at

Frühstück in Obock

Von Matthias Politycki

Dschibuti, Dezember 2023

Mit Anbruch des Tages hatte es einen kräftigen Regenguss gegeben, den ersten, den wir in diesem Land erlebten, und so sehr wir uns des Nachts auch verflucht hatten, in der lausigen *Auberge l'Aube* abgestiegen zu sein, so froh waren wir jetzt, sie noch nicht verlassen zu haben. Ein paar Minuten hatte es vehement aufs Wellblechdach geprasselt. Als der Regen nachließ, stieg verheißungsvoll ein Duft aus der Erde, und wir fuhren mit unserm Geländewagen ins Zentrum der kleinen Hafenstadt. Die Hauptgasse mit ihren Kaffeeständen beidseits der Fahrbahn, wo wir gestern mit Flüchtlingen aus Äthiopien und Eritrea Tee getrunken und frisch auf dem Kohlegrill gebackne Galettes gegessen hatten, war noch lebhafter bevölkert als am Abend zuvor, als ob es jetzt, nach dem Regen, alle gleichzeitig hierher drängte. Man saß auf grob zusammengeagelten Bretterbänken, kaum mehr als eine Handbreit überm Boden, die Tische nur wenig höher, so dass Ziegen und Katzen, die auch uns sogleich zusetzten, problemlos an Speisen und Getränke herankamen. Auf beiden Seiten der Gasse wurde gefrühstückt, jeder tunkte mit einem Stück Galette in seinen Alu-Napf voll Linsen. Die Katzen hatten es auf die Fischreste vom Vortag abgesehen, die, zerhackt zu aschfahlen Stücken, als weitere Beilage serviert wurden; die Ziegen auf alles andere. Mit einer Hand schob man sich einen Bissen in den Mund, mit der andern wehrte man die Zudringlichkeit der Tiere ab.

Sobald sie erfuhren, dass wir Deutsche waren, schwärmten sie vom Oktoberfest und von Hitler.

So frühstückten wir nicht zum ersten Mal in Dschibuti, eingeklemmt zwischen Männern, von denen man gelegentlich nach dem Woher und Wohin gefragt wurde. Dazu tranken wir Tee, gewürzt mit Kardamom, Zimt, Nelken, süß wie im Märchen. Wollte man sich aus der Thermoskanne nachschenken, deren's auf jedem Tisch eine gab, musste man Dutzende an Fliegen vom Schraubverschluss scheuchen. Dann bestellten wir äthiopischen Kaffee, der in den bunten henkellosen Tässchen serviert wurde, wie es sie überall auch in Äthiopien gibt.

Das Kaffeemädchen war auf ihrer Flucht vor dem Bürgerkrieg hier hängengeblieben, jetzt wollte sie nicht mehr zurück. Im Grunde kam jedes Kaffeemädchen, das seinen Stand auf einer der Straßen in Dschibuti aufschlug, aus Äthiopien, bei den meisten gab's auch Tee und etwas zu essen, aber das Wichtigste war natürlich der Kaffee. Diese hier reichte ihn auf einem kleinen weißen Plastiktablett, dessen Stellfläche mit zartrosafarbenen, fast schon weißen Rosen koloriert war und einem völlig verblassten Eiffelturm, darunter die verheißungsvolle Botschaft „Beautiful Paris“. Die Tässchen hatte sie so vollgegossen, dass der Kaffee übergelaufen war, so gehörte es sich für eine spendable Wirtin, als erstes trank man aus der Untertasse.

Wer nicht schon rund um eines der Kaffeemädchen saß, schlenderte die Straße entlang, auf der Suche nach einem freien Platz. Zwischen den Einheimischen immer wieder grüppchenweise Flüchtlinge, ausnahmslos junge Kerle, fast noch Kinder, nie gingen sie allein. Für eine kurze Zeit suchten sie hier Arbeit, um damit die nächste Etappe ihrer Reise zu finanzieren. Einige, mit denen wir uns gestern unterhalten hatten, grüßten uns im Vorbeigehen, sehr dezent. Die aufwendig zerlumpten Gestalten (allerdings mit perfekt ausrasierten Frisuren) waren dagegen einheimische Burschen, also Afar. Am frühen Nachmittag würden sie im Schatten der Hauswände lagern, um gemeinsam Qat zu kauen.

Die vorbeischreitenden Frauen trugen ihren bunten Hidschab und dazu die bodenlange Abaya. Einige, ganz in Schwarz, waren bis auf einen Sehschlitz verhüllt, manchmal blitzten dahinter Brillengläser auf, einmal sogar eine verspiegelte Sonnenbrille.

Direkt vor unserm Tisch war ein Motorrad abgestellt, geschmückt mit einer grünen Satteldecke samt langen roten Fransen – beide Farben verblichen wie die der Gebäude rundum und alles andre in diesem Land, wenn's nicht gerade gestern frisch gestrichen war. Auf der Satteldecke posierte eine kleine Katze. Ich gab vor, sie zu photographieren, wenn eine Frau passierte, so kam sie immerhin im Hintergrund mit aufs Bild. Keiner hier wollte photographiert werden. Wenn man fragte, erhielt man eine Abfuhr, tat man's nicht, handelte man sich Beschimpfungen ein. Später, als ich die Photos sichtete, sah ich, dass die meisten Frauen den Trick durchschaut und mich grimmig angeblickt hatten. Nur die Schönste, ausgerechnet sie, war völlig sorglos vorbeigegangen.

Aber wenn wir geglaubt haben sollten, dass das alles war, so kam jetzt erst noch der Dorfnarr und hielt seine Ansprache mitten auf der Gasse, laut und wütend. Fast jeder der Männer,



FOTO: CARSTEN WESTPHAL

Matthias Politycki

die um uns herum frühstückten, bedeutete uns mit Zeichen und Grimassen, was es mit ihm auf sich hatte. Er beschimpfte die Ziegen und schwang seinen Stock dabei, nach einer Weile ging er weiter. Es hätte auch ein Prophet sein können, der das nahende Weltende verkündet.

Direkt hinter ihm folgten die Tuktuks, die seinetwegen hatten warten müssen. Die laute Musik aus einem der kleinen Gefährte brachte es zum Vibrieren, jedenfalls stellte ich's mir vor, man bekam richtig Lust einzusteigen. Doch in diesem Moment setzte sich ein feiner Herr neben mich, vielleicht auch schon im Moment zuvor, als ich noch dem davonstaksenden Dorfpropheten hinterhergeblickt hatte. Es war nicht das erste Mal, dass sich einer der Einheimischen für uns interessierte. Mein Reisebegleiter unterhielt sich ohnehin schon die ganze Zeit mit diesem oder jenem, sogar vom benachbarten Kaffeestand riefen sie ihm Fragen zu, derlei Gespräche kannte ich schon gut. Sobald sie erfuhren, dass wir Deutsche waren, schwärmten sie vom Oktoberfest und von Hitler. Sofern sie uns Namen deutscher Städte aufzählten, war immer Nürnberg darunter, weil sich die Afar, die's bis Deutschland geschafft hatten, in der Regel dort wieder zusammenfanden.

Den Mann neben mir interessierte all das freilich nicht. Als ich ihm erklärte, warum ich einige der vorbeiflanierenden Flüchtlinge grüßte, unterbrach er mich:

Flüchtlinge seien das keineswegs. Sondern Migranten, gewissermaßen deren Gegenteil.

Er trug eine tiefblaue Galabiya, auffällig schmal geschnitten, fast wie ein Hemd. Allerdings bis herab auf Kniehöhe, am Halsausschnitt hellblau bestickt, und als Kopfbedeckung eine weiße Kofia, wie sie bei den Afar die Alten tragen, die man für weise hält und um Rat und Richtspruch fragt. Aber so alt war

er noch gar nicht, vielleicht Ende dreißig, Anfang vierzig. Auffällig schmal geschnitten auch sein Gesicht. Im Gegensatz zu all den andern rundum trug er keinen Bart, er war so glatt rasiert, als käme er geradewegs vom Barbier. In der einen Hand hielt er die Gebetskette, in der andern seinen Stock. Als ihm das Kaffeemädchen eine Tasse reichte, lehnte er ihn beiläufig gegen die Hausmauer.

Für Flüchtlinge schien er sich weniger zu interessieren, für Migranten umso mehr:

Ein Flüchtling sei in Dschibuti in Sicherheit, könne in Ruhe auf den Tag der Rückkehr warten. Sobald er freilich weiterziehe, verwandle er sich in einen Migranten, der sein altes Leben gegen ein neues eintauschen wolle. Warum man das in Europa nicht begreife?

Oh, man begreift es, versicherte ich aufs Geratewohl.

Der Mann ging gar nicht erst darauf ein, er schien mir nicht zu glauben, immerhin hatte ich gerade eben noch von meinen äthiopischen Bekannten als Flüchtlingen gesprochen. Er schlürfte den Kaffee aus der Untertasse, stellte sie ab und hielt sein Tässchen mit Daumen und Mittelfinger wie eine Preziose auf halber Höhe vor sich, jedoch auf beiläufige, fast achtlose Weise:

Flüchtlinge kämen hier vorwiegend aus dem Jemen, sie seien im Lager vor der Stadt untergebracht. Alle andern *seien* keine Flüchtlinge und wollten ihrerseits *hinüber* in den Jemen, von dort weiter nach Saudi-Arabien und in die Emirate. Tag für Tag kämen ein paar hundert von ihnen hier an, sie würden lieber irgendwo schlafen, wo sie niemand aufstöberte. Irgendwann gehe es für sie weiter, die Boote lägen verstreut an der Küste, ein großes Geschäft für die Schleuser und, wer weiß, für wen sonst.

Erst vor wenigen Tagen waren wir, nahe der Grenze zu Somalia und ohne jede Genehmigung, in einem der großen Flüchtlingslager des Landes gewesen. Weil unser Fahrer regelmäßig Mitarbeiter des UNHCR chauffierte, hatte man uns am Kontrollposten einfach durchgewunken. Die meisten der Zelte oder Hütten waren mit eng gesteckten Ästen gartenzaunartig voneinander abgegrenzt, dazwischen sah man Geschäfte für Lebensmittel, aber auch für Sportartikel oder Parfums. Im Sektor für äthiopische Flüchtlinge kannte unser Fahrer ein Café, davor parkten mehrere Motorräder.

Das Café hatte eine UNHCR-Plane als Dach, die um einen Baumstamm knapp unter der Krone herumdrapiert war. In einer der Ecken hing das Bild eines jungen Paares, darunter stand in großen Buchstaben „Moving“. Es gab äthiopischen Kaffee, natürlich, und auf den Hockern und Bänken rundum Männer, die auf eine vornehme Weise schwiegen.

Auch das Lager ein paar Kilometer außerhalb der Stadt kannten wir, am Vortag waren wir dort gewesen. „Bienvenue au village des réfugiés Markazi“ stand auf dem Schild überm Eingang. Allerdings hatten wir keinen einzigen Bewohner gesehen, obwohl sie sich frei bewegen durften, wie man versicherte, im Lager nicht und davor auch nicht. Vor ein paar

Jahren, als die Huthi-Rebellen im Jemen auf dem Vormarsch waren, seien viele gekommen, sehr viele; inzwischen hätten sie sich eine neue Existenz in der Hauptstadt aufgebaut. Tatsächlich waren dort alle Geschäfte und Restaurants, das hatten wir gleich zu Beginn unsrer Reise bemerkt, in der Hand jemenitischer Familienoberhäupter. Sprach man sie darauf an, meinten sie achselzuckend, die Einheimischen seien faul, als Geschäftsmann habe man's hier nicht besonders schwer. Vielleicht war es deshalb so leer im Lager.

Direkt gegenüber, auf der andern Straßenseite, war ein Schild, auf dem „OIM ONU MIGRATION“ stand, darunter „Choisissez la vie“ und als Piktogramm die Europaflagge – eine Art Auffanglager für Migranten, finanziert von der EU. OIM stand für „Organisation Internationale de Migration“. Hierher kamen all jene, die nicht weiter konnten oder wollten, täglich sammelte man sie in einem Geländewagen auf, indem man kreuz und quer durch die Landschaft fuhr. Die fit waren und weiter wollten gingen alle auf der Straße, um sie kümmerte sich die Polizei, sobald sie zu ihren Booten gebracht wurden, denn erst jetzt machten sie sich strafbar. Wenn man bedachte, dass sie zumindest ein paar Tage brauchten, bis sie den Bootstransfer geregelt hatten, mochten es Tausende sein, die hier in diesem Städtchen irgendeinen Unterschlupf gefunden hatten und in Ruhe gelassen wurden. Viele von ihnen spazierten offen durch die Gassen, machten gar kein Hehl daraus, warum sie hier waren, sie fühlten sich sicher. Ins Migrantenlager wurde nur gebracht, wer wollte, dort bekam er ein Bett, eine Mahlzeit oder medizinische Versorgung, und wenn er den Wunsch hatte umzukehren, fuhr man ihn zurück zur Grenze, damit er wieder nach Hause kam.

Alles lief erstaunlich friedlich und gelassen ab, vielleicht ja auch nur, weil es viel zu wenig Polizisten gab, die sich der Sache in großem Stil hätten annehmen können.

Obock, ein verschlafener Ort an der Küste, voller Autowracks, Ziegen, Müll, ein trostloser Ort aus Staub und Hitze, und doch eine zentrale Drehscheibe von Flucht und Sehnsucht nach Neubeginn. Hier endete eine der drei großen Migrationsrouten Afrikas, um – nur durch den schmalen Streifen des Roten Meeres unterbrochen – seine asiatische Fortsetzung auf der arabischen Halbinsel zu nehmen. Und hier endete auch, jedenfalls fürs erste, die Flucht in entgegengesetzter Richtung, *nach* Afrika. Wenige Kilometer vor der Stadt im Landesinneren, lediglich durch die Landstraße voneinander getrennt, zwei Lager, zwei Welten, deren Lebenswege, Entbehrungen, Hoffnungen verschiedener nicht hätten sein können. Und wir, die Fremden, die nicht mal diese beiden Welten voneinander klar zu scheiden wußten, auf der Straße dazwischen: Wenn man am einzigen Kreisverkehr des Städtchens nicht zur Ruine abbog, die einmal das Haus von Rimbaud gewesen, führte die Straße direkt an unsern Frühstückstisch. Als habe uns diese Reise in die Dunkelkammer unsrer Zukunft geführt, der europäischen Zukunft, die von der afrikanischen nicht mehr zu lösen war.

Nachdem das alles nun durch die Hinweise des Mannes zurechtgerückt war, blickte er auf seine noch immer randvoll gefüllte Kaffeetasse, die er, wie's schien, die ganze Zeit zwischen Daumen und Mittelfinger vergessen hatte. Nachdem er einen kräftigen Schluck genommen hatte, ließ er sich ein paar Details seines Lebens entlocken. Er führte einen kleinen Laden, in dem er Handys reparierte. Irgendwann wollte er nach Mekka pilgern, ohne Gott sei alles sinnlos und in Dschibuti doppelt sinnlos.

Warum die andern in diesem Land so wenig Interesse am Reparieren hätten?, wollte ich wissen: Leckende Wasserleitungen, aus der Wand herausgerissene Steckdosen, abgebrochne Fenstergriffe... alles war irgendwann kaputt und blieb kaputt.

Der Mann kippte den restlichen Kaffee mit einem Ruck, beugte sich eine Spur näher und senkte die Stimme: Weil man hier in einer Diktatur lebe. Da lohne es nicht, etwas aufbauen zu wollen, am Ende wandere ohnehin alles in die Tasche des Präsidenten. Oder in die der Chinesen, ich hätte sie ja wohl gesehen, wie sie das Land ausplünderten, insbesondere seine Bodenschätze, für Dschibuti bleibe nichts.

Im Grunde sei ja jedes afrikanische Land eine Diktatur, fügte er gleich an, indem er seine Tasse sehr dezidiert auf der Untertasse abstellte. Überall tue man nur so, als lebe man in einer Demokratie. Keine Pressefreiheit, keine Meinungsfreiheit, nirgends. Ein falsches Wort, schon sitze man im Gefängnis. Und wenn man das begriffen habe, werde's erst recht nicht besser.

Da sei er hier wohl sehr einsam, vermutete ich.

Er bestätigte es. Die meisten seien gewöhnt, sich zu unterwerfen, früher den Franzosen, heute dem Präsidenten, sie verstünden's nicht anders. Jetzt müsse er aber weiter, seinen Laden aufsperrn.

Rücklings tastete er bereits nach seinem Stock, verfehlte ihn jedoch. Ich kannte die Afar von einer Reise durch Äthiopien; dort waren sie von all den Völkern, die wir besuchten, die aggressivsten und unangenehmsten gewesen. Hier in Dschibuti waren sie zwar immer noch laut – wo man als Fremder Streit vermutete, war's schiere Freude am Wiedersehen. Aber sie waren irgendwie... sollte man sagen: gesitteter als jenseits der Grenze? Vielleicht auch nur, weil sie nicht jeder mit einer Kalaschnikow herumliefen. Doch dieser hier war von geradezu eleganter und doch immer auch entschiedener Zurückhaltung. Seine Gesichtszüge völlig klar, kein Falsch in seinen Augen – die altertümliche Wendung traf es genau. Sein Französisch war weit besser als das meine, er sprach es weicher als seine Landsleute, und er redete angenehm leise. Aber vielleicht auch nur, damit keiner unsrer Nachbarn verstand, was er sagte.

Er bedankte sich, dass wir sein Land besuchten, und erhob sich, ergriff seinen Stock und verabschiedete sich mit Handschlag. Noch als wir einander gegenüberstanden, kam das Kaffeemädchen, um den Rest meiner Linsen zurück in den großen Topf zu schütten. Kaum war der Mann im Gewühl der Straße verschwunden, fielen mir all die Fragen ein, die ich

zu stellen vergessen hatte. Wie hieß er überhaupt? fragte ich meinen Begleiter, der es freilich gar nicht wissen konnte. Und warum sah man seine leuchtend blaue Galabiya nicht mehr, wohin war er so schnell entwischt?

Gegen den Willen seines Vaters war er zur Schule gegangen, soviel wußte ich immerhin, und mit sechzehn zwangsverheiratet worden, der Vater hatte ihm eine Tochter seiner Lieblingsschwester ausgesucht. Nach zwei Jahren durfte er sich scheiden lassen. Hatte er wieder geheiratet? Und abgesehen davon, warum lebte einer wie er ausgerechnet in Obock? Gut, er kam aus den Bergen, nicht weit entfernt, das hatte er erwähnt. Aber war er hier nicht doppelt einsam, wo die einen in dieser, die andern in jener Richtung die Freiheit suchten und nur die zurückblieben, die nicht begriffen, in welcher aussichtsloser Lage sie waren, weil sie sich ein Leben in Freiheit gar nicht vorstellen konnten?

Oja, bestätigte mein Reisebegleiter, das hat er so gesagt.

Wollte er sich vielleicht nur mal schnell Luft machen? Wollte er mir zeigen, dass es hier noch viel komplizierter war, als man's als Fremder ohnehin schon vermutete? Einsam in vielfacher Hinsicht, das war er wohl wirklich. Aber frei, war er dabei tatsächlich freier als all die, die unbeschwert in den Tag hinein frühstückten?

Eine knappe Stunde später fuhren wir durch die Wüste nach Norden. Der Sand war mit struppigem Strauchwerk durchsetzt, mitunter wirbelte ihn ein plötzlicher Windstoß auf und drehte ihn zu einer meterhohen Staubfahne. Rechter Hand funkelte das Rote Meer. Man konnte sich einbilden, in der Ferne die gegenüberliegende Küste auszumachen, aber man sah sie nicht und auch kein einziges Schiff. Nachdem die Huthi-Rebellen vom Jemen aus Öltanker und Frachter angegriffen hatten, ankerten die neu ankommenden Schiffe im Golf von Aden oder hatten sich auf den langen Weg ums Kap der Guten Hoffnung gemacht, niemand wagte sich mehr ins Rote Meer hinein. Niemand? In weiten Abständen lagen Boote kieloben im Sand, unser Fahrer nickte nur, bei jedem Boot. Die Kühle des Regens am Morgen war längst verflogen, es begann wieder einer dieser Tage voll Sonne und Wind, von denen wir längst genug hatten. Vielleicht waren auch wir schon viel zu lange unterwegs, und ganz sicher wollten wir, ganz sicher mussten wir weiter.

Matthias Politycki, geboren 1955 in Karlsruhe, lebt als Schriftsteller in Wien. Zuletzt veröffentlichte er *Schrecklich schön und weit und wild* (Hoffmann und Campe, 2023) und *Alles wird gut – Chronik eines vermeidbaren Todes* (Hoffmann und Campe, 2023). Der hier abgedruckte Text erschien zuerst in der Zeitschrift *Lettre Internationale*.

Was hättest du getan?

Von Dana Vowinckel

Leah war ein Babystar der Literatur gewesen, vor zehn Jahren, mit sechzehn hatte sie ein Buch über Berliner Kinder geschrieben, die mit vierzehn high in Klassenzimmern saßen, in denen sie sich in der großen Pause gegenseitig entjungferten. Sie hatte damit viel Geld verdient, einige Jahre studiert, ein völlig sexbefreites Leben auf Stehempfangen geführt, auf denen hobbylose Kritiker versucht hatten, sie abzufüllen, bis ihre Mutter sie abholt und ins Bett gebracht hatte, hatte ihre Freundinnen verloren, denn entweder sie war ihnen zu erfolgreich oder nur wegen ihres Erfolgs interessant und enttäuschte dann damit, dass sie trotz des Erfolgs unglücklich war.

In ihrem Roman war es um Goyim gegangen, weil Leah mit sechzehn nicht verstanden hatte, dass sie als Jüdin in Deutschland eigentlich über Juden zu schreiben hatte. Ihr Vater hatte es ihr immer wieder erklärt, aber was interessierten einen die Wurzeln, wenn man selbst schon wie im Zeitraffer in die Höhe wuchs, wenn man eigentlich vor allem Tagebuch schrieb und plötzlich vom Treffen junger Autoren in die Arme einer Agen-

tin stolperte, die einen weiterschickte in die Arme einer Lektorin und in die Arme von sechsstelligen Vorschüssen, Skandal-Kritiken, Spiegel-Listen.

Leah besaß wegen ihres Vaters die amerikanische Staatsbürgerschaft, mit dem Geld für ihre Bücher hatte sie ein Creative-Writing-Studium an der NYU finanziert, das ihr nichts gebracht hatte, weil sie, so stellte es sich heraus, auf Englisch nicht schreiben konnte, nur reden. Aber sie hatte Julian kennengelernt, einen Filmstudenten aus München, mit dem sie eine Wohnung in Bed Stuy teilte und der sie manchmal sogar nachts von der U-Bahn-Station abholte. Julian und sie hatten sich verliebt, wie man sich nur verliebt, wenn man ein Heimweh teilt, sie hatten einander im Ertrinken die Hand gereicht und verbrachten nun die meiste Zeit damit, an der Oberfläche zu straucheln, aber wenigstens sprachen sie dabei Deutsch.

Julian war der einzige Mensch an der NYU gewesen, der gewusst hatte, wer sie war. Dass sie *die* Leah Hyman war, und nicht nur eine Leah Hyman. Er war der Einzige, der diese

Wahrheit gekannt hatte, also hatte Leah ihn schon nach kurzer Zeit in ihre Wohnung einziehen lassen. Wenn sie stritten, dann warfen sie Sachen gegen die Wände und nacheinander, aber sie stritten nicht oft, es gab nicht viel zu streiten.

Schon lange sagte ihre Agentin, dass sie mal etwas über ihre Identität schreiben solle, aber immer, wenn Leah ihr dann autofiktionale Romananfänge schickte, sagte ihre Agentin, Identität allein sei noch keine Geschichte. Das war vor allem verwundend fürs Ego, Leah hatte genug Geld damit verdient, dass sie nach ihrem ersten Roman noch zwei unerfolgreiche Bücher über jugendliche Körperlichkeit und Abstürze geschrieben hatte und die wechselnden Verlage ihr immer hohe Vorschüsse zahlten, weil sie dachten, dass es diesmal wieder klappen würde. Manchmal schrieb sie Artikel für die *Campus-* oder *Unter 30-*Seiten von Zeitungen. Als denkender Mensch ernst genommen zu werden blieb ihr jedoch verwehrt, dabei hatte sie im Gegensatz zu vielen anderen Autoren tatsächlich studiert, Geschichte, Kunstgeschichte und Politik, nicht nur Kreatives Schreiben, wo, wie sie an der NYU merkte, eine Art Anti-Intellectualismus so verbreitet war, dass sogar ihr Sex- und Heulen-Buch ihr plötzlich als eine Form von Hochkultur erschien.

Aber nun hatte sie einen Einfall gehabt, dieser Einfall war nicht Sex und Heulen, er war mehr, er war so gut, dass sie ihrer Agentin noch nicht davon erzählen wollte, dass sie noch allein mit ihm sein wollte. Leah hatte selten gute Einfälle, die wenigen, die sie hatte, fielen eher auf sie herab als ihr ein, sie drängten sich eher auf, als dass sie die Ergebnisse tatsächlicher Denkarbeit waren, sie waren da, wenn sie aufwachte oder die Treppe hochkeuchte oder im Supermarkt überlegte, ob sie den Schokoladenpudding wirklich brauchte. Doch das war ihr eingefallen. Es war ihr eingefallen, weil sie gerne eine Idee gehabt hätte, mit der sie Geld verdienen konnte. Um sie herum schrieben Männer darüber, warum ihre toten nationalsozialistischen Großeltern verhinderten, dass sie weinen konnten und sie deswegen auch Opfer der Nationalsozialisten waren, und Mütter darüber, warum sie ihren Kindern alles erlaubten, um dem Muttermythos, dessen Opfer sie waren, Widerstand zu leisten, und warum sie die Kinder trotzdem stillten, bis sie 17 waren, weil es einfach natürlicher wäre, sie schrieben über die deprimierenden Kieseinfahrten ihrer spießigen Elternhäuser, aber Leah hatte kein spießiges Elternhaus und auch sonst interessierte ihre eigene Geschichte sie nicht besonders.

Den ganzen Flug lang hatte sie überlegt. Es war ihr unmöglich, im Flugzeug zu schlafen, und als das Flugzeug unsanft gelandet war, hatte sie die Idee beisammen, stellte ihre mobilen Daten an, und googelte den Namen Curt Valentin.

Dann rief sie ihren Vater an, der sie so hektisch und verzweifelt sehen wollte, dass ihr sofort wieder die Lust verging, mit ihm Pessach zu verbringen.

Der Seder lief gut, Leah, ihr Vater, ihre Stiefmutter und ihr drei Jahre alter Halbbruder (nachdem Leah aufgehört hatte, sich für ältere Männer zu interessieren, hatte ihr Vater angefangen, sich für jüngere Frauen zu interessieren) rissen sich zusammen, bis Leah und ihr Vater sich wie jedes Jahr stritten, weil sie beide so schrecklichen Hunger hatten, schlimmer stritten sie nur an Jom Kippur, denn hungriger als an Pessach war man nur an Jom Kippur. Irgendwann zwang Evelyn sie dazu, jeweils zwei von den hartgekochten Eiern von der Sederplatte zu essen, während der Braten ewig brauchte, weil Leahs Vater nachmittags vergessen hatte, den Ofen anzumachen. Um ein Uhr morgens, Bruno schlief längst, auch Evelyn hatte sich verzogen, weil Evelyn die Art von Frau war, die kein Abendessen brauchte oder nur ein Stück Brot mit Almette-Frischkäse mit Meerrettich-Geschmack (man konnte sich auch gleich einfach die Geschmacksnerven kastrieren), war das Fleisch fertig und perfekt und Leah weinte hinein, weil sie gemein zu ihrem Vater gewesen war und Julian vermisste, weil Leah und ihr Vater sich vor Julian nicht stritten.

Nachts war Leah hellwach. In ihrem Hotelzimmer, das sie genommen hatte, weil sie weder bei ihrer Mutter noch bei ihrem Vater schlafen konnte und es hasste, bei Freundinnen im Bett zu übernachten, fing sie mit der Recherche an, öffnete drei- unddreißig Tabs, Wikipedia-Seiten, lootedart.com, Webseiten von amerikanischen Museen, war von der Masse überfordert und öffnete ein neues Word-Dokument, schrieb erstmal nichts, schloss den Laptop und war lange wach.

Die nächsten Tage in Berlin waren zu voll mit Terminen, um das Dokument wieder zu öffnen, doch ständig fielen ihr einzelne Bilder ein wie entfernte Erinnerungen, etwas, das einen Anfang versprach. Am Tag vor ihrer Abreise traf sie ihre Agentin und erzählte ihr davon, die Agentin war begeistert, sie bat Leah, so schnell wie möglich so viel wie möglich zu schreiben, und im Dröhnen der Maschine zurück nach Amerika saß sie im Leuchten des Computers und las all die geöffneten Tabs.

Nachdem sie versucht hatten, miteinander zu schlafen, bis Leah gesagt hatte, dass sie endgültig nicht mehr feucht werden würde, und Julian gesagt hatte, dass das kein Problem war, alles gut, alles easy, erzählte sie ihm von ihrer Idee, und er war erst begeistert, aber als sie genauer von ihrem Plot erzählte, nicht mehr, da fehlt die Leah-Ebene, sagte er, du musst es so schreiben, dass du, also die autofiktionale Figur, haha, diese Recherche macht, und Leah sagte, nein, es wird ein historischer Roman, muss es sein, und Julian sagte, ich glaub, das ist ein Fehler, du bist auf der sicheren Seite, wenn es eine satirische Komponente hat, irgendwas mit einer neurotischen Frauenfigur, die sich dumm und dämlich recherchiert, aber okay, und Leah schlief auf seiner Brust ein, bis er sie weckte und sagte, du hast Mundgeruch, putz mal deine Zähne, und sie wusste, das war die Rache für gestern Abend. Am nächsten

Tag lief sie zu Staples und kaufte sich ein Tisch-Flipchart und einen Sharpie und auf dem Rückweg ein Sandwich, von dem sie Julian die Hälfte anbot, als sie nach Hause kam, und als er fragte, sicher, sagte sie, iss doch, ich will abnehmen, und er sagte, aber ich liebe deinen Bauch, und Leah fragte sich, ob Curt Valentin auch den Bauch von einer Frau geliebt hatte, schrieb auf ihr Tisch-Flipchart: Geburt 1902, und nutzte es von da an nie wieder, es blieb lediglich in einer Ecke des Habitats stehen, das sie und Julian sich teilten, in dem waren die Küche, in der die Badewanne stand, ein Wohnzimmer daran gekoppelt, zwischen Küche und Wohnzimmer ein großer Esstisch, an dem sie beide arbeiteten, ein Sofa gleich daneben, ein Durchgang zum Schlafzimmer, das nicht mal eine Tür hatte, und nun an der Wand unter dem Bücherregal ihr Flipchart und die Zahl, die sie jeden Tag an ihre Aufgabe erinnerte.

Leah begann damit, dass im Jahr 1907 einem fiebernden Kind das kalte Stethoskop des Vaters auf die Brust gelegt wurde. Später bekam es ein Schmalzbrot, dann ein Stück Butterkuchen. Leah schmeckte das Rinderschmalz und den zuckrigen Teig, während sie tippte, sie fühlte den Stoff des Unterhemds, in dem das Kind in seinem Bett lag, sie spürte die kalte Hand der Mutter Emma.

Leah las alles, was sie fand, mit einer Begierde, physischer, als sie je einen anderen Körper begehrt hatte, malte sich die Lücken der Biografie von Curt Valentin, ihrem Curt, der er schon nach wenigen Seiten geworden war, aus, als würde sie nach Zahlen malen.

Curts Kindheit war eine Kindheit voll guter Dinge, beschrieb Leah, sie beschrieb das Hamburg des frühen zwanzigsten Jahrhunderts, sie schaute sich Fotos an, drei Monate nach ihrem Einfall fuhr sie nach Hamburg, alleine, dann, plötzlich, hatte sie hundert Seiten Text vor sich, hatte sich Curts Kindheit vor ihr ausgerollt wie ein roter Teppich. Eine protestantische Kindheit, die in den wenigen wissenschaftlichen Texten, die man über ihn finden konnte, *assimiliert* genannt wurde. Das Schmalzbrot war mit Schweineschmalz, korrigierte Leah, und es gab Schläge von den Eltern, aber weichere Schläge als die der richtigen Christen, die nicht einfach nur assimilierte Juden waren, dabei wusste Curt gar nichts davon, dass sie keine richtigen Christen waren, so, wie er nicht wusste, dass Schläge einen noch viel härter treffen konnten, beides wusste nur Leah, sparte es aus, drei Geschwister, eine Villa, ein Garten, in dem ein Kirschbaum blühte, eine zahnlose Großmutter, dazwischen ein erstes Interesse an Pinselstrichen, an Formen und strahlenden Farben.

Es war so heiß in New York, dass man auf dem Bahnsteig der U-Bahn meinte, ohnmächtig zu werden, sie hatten kein Geld für das saubere Meer, fuhren nur an die Strände voll Müll, und Leah sehnte sich, während Julian sie eincremte, nach Curt. Julian hatte eine Kühlbox gepackt mit den Dingen, die sie gern



FOTO: HEIKE STEINWEG / SV

Dana Vowinkel

aß, aber sie schwamm nur stundenlang im dreckigen Meer und weinte in der klimatisierten Bahn auf dem Weg nach Hause, als würde die Welt untergehen, weil sie einen Sonnenstich hatte und nicht genug gegessen und nicht in der U-Bahn essen wollte, weil es unhygienisch war, in der U-Bahn zu essen, aß irgendwann doch, löffelte Julians Quinoa-Salat. Zuhause stellte er sie in die Dusche, trocknete ihr Haar, und nachts lag sie wach neben ihm und hatte Angst, dass er die Liebe ihres Lebens war.

Leah recherchierte, wie sie früher für Hausarbeiten recherchiert hatte, sie legte ein Literaturverzeichnis an, sie druckte aus, heftete ab, malte die Texte an und sich das Fehlende aus. Sie stand in Museen vor Paul Klees Bildern und schrieb danach vor der surrenden Klimaanlage im Wohnzimmer über Curts Mittagessen in Pauls Garten, Curt, der eine Pflaume vom Baum pflückte und in den Mund schob, während er mit Paul über Politik diskutierte. Schnipsel, die sie fand, Nebensätze, wurden zu ganzen Kapiteln. Nicht jede Station von Curts Leben ließ sich beweisen, sein Wohnort und sein Lebensinhalt in den frühen zwanziger Jahren waren nicht gut dokumentiert, in

Paris musste er gewesen sein, Leah malte sich sein Leben in Paris aus, sie sah Ratten durch die Galerie huschen und Curt vor einer Statue auf und ab hüpfen vor Begeisterung. Leah schrieb das Buch, wie sie jedes vorige Buch geschrieben hatte, in ihrer eigenen Sprache. Auch die Unterhaltungen stilisierte sie kaum, ließ zwar die Anglizismen weg, nicht aber das Schnelle, Vulgäre ihres ersten Romans. An manchen Tagen war sie so gut gelaunt, dass ihre Finger auf den Tasten sich leicht anfühlten und schön, in manchen Nächten träumte sie wieder von Nazis, je näher sie sich an die dreißiger Jahre heranschrieb, desto häufiger kamen die Träume zurück, die sie aus ihrer Kindheit kannte, von Stahlkappen, die ihr ins Gesicht traten.

Curt war lustig, so stand es in einem der Bücher, die Leah wieder und wieder las, während sie akribisch recherchierte, ein „begabter Clown“, und ein exzellenter Händler, Leah schrieb über Deals mit Pablo Picasso, mit George Grosz und Max Beckmann, sie schrieb über seine Freundschaft zu Alfred Flechtheim und über ihre gemeinsame Begeisterung für Kunst und Geld und für das, was zwischen Kunst und Geld passierte, nämlich Beziehungen, echte Beziehungen, Curt fand durch Leah in der Kunstwelt eine Wärme, ein Zuhause. Curt war nun verheiratet mit Anna Florette Porges, dann Valentin, Leah ging der Name nicht mehr aus dem Kopf, wie ein Ohrwurm, Anna Florette Porges, flüsterte Leah unter der Dusche, in der U-Bahn, im Flugzeug.

Ihre Agentin und ihr Lektor machten ein Zoom-Meeting mit ihr aus und sagten Sachen wie großer Wurf.

Curt ließ sich von Flechtheim anstellen in der Galerie Flechtheim, Leah beschrieb ausufernde Feste mit Künstlern und Händlern, beschrieb die Gespräche, beschwor ihr Studium immer wieder herauf, plötzlich ergab alles Sinn, sie beschrieb die Kurven der Arbeiten von de Fiori und die Farbkontraste von Munch, sie gab Curt einen Geschmack und einen widersprüchlichen Charakter, zu Frauen außer seiner eigenen war er freundlich und zu Armen unfreundlich, er war opportunistisch und gleichzeitig lustig, mal mochte sie ihn, mal stieß er sie ab.

Der Herbst in New York begann erst im Oktober und dauerte nur bis Mitte November. In diesen Wochen, in denen die Sonne die ideale Temperatur herstellte, las Leah auf Parkbänken über die Machtergreifung, schneeballte sich durch die digitalen Kataloge der Staatsbibliothek, einmal machte Julian zum Spaß alle ihre Browsertabs auf einmal zu, um ihre Aufmerksamkeit zu bekommen, und Leah schrie ihn an, bis er ihr zeigte, dass sie sie wiederherstellen konnte.

Curt war an Flechtheims Seite, bis die Nazis Flechtheim rauskelteten, seine Eröffnungen störten, seine Galerie in Düsseldorf enteigneten, Curt blinzelte dem besorgt entgegen, aber das Licht der besseren Zukunft blendete, die Juden waren wirklich reich, und wie man an Flechtheim sah, konnten sie sich nicht wehren.

Curt wechselte in die Galerie von Karl Buchholz. Ein Jahr lang hielt er sich die Realität vom Hals, Leah beschrieb, wie er morgens die Zeitung las und abends seiner Frau die Kunst erklärte, die er verkaufte und kaufte und lobte und verriss, und ihr erklärte, warum es schlecht sei mit den Nazis, weil sie keinen Sinn für Kunst hatten, vor allem deswegen. Dass sich Anna Florette und Curt 1934 scheiden ließen, hatte Leah herausgefunden, auch, dass die Ehe kinderlos war. Leah machte etwas, für das sie sich schämte, aber es funktionierte einfach zu gut, sie dichtete, dass Curt sich von Anna Florette scheiden ließ, um seine jüdische Frau loszuwerden, und dass er acht Wochen später in einem deutschen Amt erfuhr, dass sie ihm keinen Ariernachweis würden aushändigen können, da es keinen gab, da alle vier seiner Großeltern Juden gewesen waren. Leah schrieb: Das erklärte die sanften Ohrfeigen. Mittlerweile wusste Curt, wie sich eine richtige Ohrfeige anfühlte. Doch Curts Eltern waren tot, er konnte nicht zurückschlagen.

Nachdem Leah am Küchentisch drei Gläser Rotwein getrunken hatte, schickte sie 278 Seiten an ihre Agentin, ging ins Nagelstudio, und dann lud sie Julian zum Abendessen in ein gutes Restaurant ein, und am Ende des Abends stritten sie sich am Grand Army Plaza, weil Julian fand, dass Leah nicht genug im Haushalt machte, und Leah fand, dass er sich daran gewöhnt hatte, dass sie alles machte, und nun, wo sie das nicht mehr tat, einen Aufstand probte, weil er manchmal den Müll runterbringen musste.

Zwölf Verlage boten auf Leahs Manuskript. Am Ende stand eine sechsstellige Summe, von der die erste Rate im Januar überwiesen wurde. Diesmal führte sie Julian nicht zum Essen aus, sondern kaufte sich eine teure Handtasche und trug nun jeden Tag den Laptop darin in die Bibliothek.

Leah folgte Curt durch die Galerien Berlins und durch ein immer schwieriger werdendes sogenanntes Klima, sie folgte ihm, wie er sich an kleinen Sachen festhielt, einem guten Stück Torte, einem Tag ohne Angst, einem großen Deal, einer schönen Zeichnung. Sie folgte ihm ins Jahr 1937, in dem über 20.000 Kunstwerke aus Museen von den Nazis beschlagnahmt wurden und er gehen musste, Buchholz ihn nicht mehr schützen konnte, folgte ihm auf ein Schiff, auf das große, offene Meer, das ihm mehr Angst machte als alles zuvor, sie folgte ihm, wie er überlegte, von Bord zu springen, und wie er mit einer fünfzehn Jahre älteren Frau schlief, die Leah

sich ausdachte, eine weitere Protestantin mit jüdischen Großeltern, die sich fühlte, als wäre ihre Flucht ein Missverständnis, eine Farce.

Schon war Weihnachten, das Leah bei Julians fieser Familie in München feierte, danach Silvester bei ihrer Mutter, es war eigentlich in Ordnung mit Julian, er bereitete seinen nächsten Kurzfilm vor und hatte keine Zeit, Leahs neue Seiten zu lesen, das war in Ordnung, denn Leahs neue Seiten fühlten sich mal an wie ein schmutziges und mal wie ein glorioses Geheimnis.

Curt kam in New York an und hatte kein Geld, keinen Sex, keine Freunde, er war ein Niemand, ein Exilant, Leah zeichnete ihm eine Einsamkeit, wie sie selbst sie fürchtete, sie konnte kaum darüber schreiben, sie machte Curt ein bisschen hässlich, bitter auch, und gab ihm einen faulen Zahn, vor dem die Menschen zurückwichen, den er aber nicht behandeln lassen konnte, weil er sein Geld für Kunst ausgegeben hatte, deren Wert die Amerikaner bald entdecken mussten. Sie schrieb über Curts New York wie über eine Freundin, die man so lange beobachtet hatte, dass sie einen irremachte, ihr New York war Curts New York, dreckig und schrecklich und die beste Stadt der Welt. Sie merkte, wie sie der Januar trauriger und trauriger machte, schickte ihrem Lektor neue Seiten, konnte ihr Manuskript nicht anschauen und kochte bloß wie eine devote Hausfrau für Julian. Tagsüber war plötzlich viel weniger Zeit als sonst, sie schlief lang und musste früh fürs Abendessen einkaufen, davor nur E-Mails und Telefonate, alles wie in einem Traum, in dem man davon merkte, wie müde man war. Dann rückte eine Deadline näher, und Leah musste schreiben, sie musste schreiben, als würde sie versuchen, vor einem Fotoshooting einen Pickel auszudrücken, mit Gewalt und danach voller Reue. Leah musste den Teil schreiben, wegen dem sie begonnen hatte zu schreiben und den sie am wenigsten schreiben wollte. Sie musste Curt als gebrochenen, moralisch gespaltenen Menschen beschreiben, um ihn dann moralisch fragwürdige Dinge tun zu lassen.

Buchholz hatte schon 1936 einen Deal mit dem Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda geschlossen. Der Deal war, Kunst nach Amerika verkaufen zu können, die Nazis bekamen Devisen, die in Waffenproduktion und Kriegsvorbereitung flossen, verdienten an ihrer Verbannung der Moderne, auch Gurlitt, Möller und Böhmer durften das, sonst niemand, das war jetzt der schwierige Teil. Curt öffnete eine Dependence der Galerie Buchholz in New York. Er blieb nicht lange arm, nicht lange einsam, sein Zahn nicht lange faul, schrieb Leah, denn schon bald traf die Kunst in New York an, die ihm Buchholz schickte, und so wussten nur kurz später die Leute in New York, wer er war und was er konnte, bald war er wieder überall geliebt, hatte Freunde, konnte großzügig sein und charmant und seine Galerie mit dem füllen, was er liebte.

Leah versuchte, nicht nur dem unbekannten Gegenüber zu erklären, wie es dazu gekommen war, sondern auch sich selbst. Wie ein Jude zum Kollaborateur werden konnte. Leah schrieb mit einem ihr unvertrauten Selbstbewusstsein, weil sie wusste, dass sie, Jüdin, aber auch Nachfahrin von Tätern, diese Geschichte erzählen durfte.

Es lief gut in diesen Jahren, die Amerikaner liebten die gestohlene Moderne, sie freuten sich, dass sie sie retten konnten, sie feierten sie, woher die Bilder kamen und wer an ihnen verdiente, war Nebensache, ein Glück, dass sie es überhaupt rausgeschafft hatten, all die Bilder auf ihren unsichtbaren, flüchtenden Beinen, die die Amerikaner auch noch haben wollten, als sie die Menschen auf echten, flüchtenden schon nicht mehr in ihr Land ließen. Und Leah wusste gleichzeitig, das würde die Deutschen entzücken, dass nicht nur ihre Opas Mitläufer gewesen waren, sondern ja auch andere schlecht zu den Juden gewesen waren, und das würde ihre Schuld lindern und sie beim Lesen beglücken und sie würden es ihren Kartoffelfreunden empfehlen. Das Geld, das die Nationalsozialisten so über Umwege verdienten, war abstrakt, und war es nicht ein Tropfen auf den heißen Stein? Curt handelte sich immer höher, er hatte klein angefangen, in Luzern bei einer Auktion erstmal nur fünf Werke gekauft, die die Deutschen loswerden wollten, doch schon bald war er einer der Haupthändler für die verfemte Kunst in Amerika, seine Galerie füllte sich mit den Klees, die er schon immer so geliebt hatte, und manchmal biss ihn ein schlechtes Gewissen, denn auch diese Arbeiten waren beschlagnahmt worden, Paul war in der Schweiz, weil die Nazis ihn als „galizischen Juden“ beschimpft hatten, obwohl er keiner war, sie fanden seine Kunst so entartet, dass sie sich nichts anderes vorstellen konnten, als dass er Jude war. Paul hatte den Nazis seinen Ariernachweis gezeigt wie einen Mittelfinger und war dann trotzdem gegangen, weil er sein Amt als Professor verlor. Obwohl er nicht mal richtiger Jude war, es war wie bei Curt, auch Curt war kein echter Jude, war nicht wie die anderen Juden, schrieb Leah, Curt und Paul waren im Exil, aber nicht im Exil. Buchholz und Curt verkauften Pauls Arbeiten in Amerika und wussten, die Nazis verdienten daran, aber zugleich verschafften sie Paul Ruhm, den er sonst nicht gehabt hätte. Einige Male, schrieb Leah, schickte Paul Curt eigene Werke, weil er Geld brauchte, das bestätigte, dass er das Richtige tat, und was sollte er auch tun, was blieb ihm auch übrig, wenn man einmal wusste, wie es war, zu schillern, machte man sich doch nicht freiwillig weiter zum Opfer, sondern dann nahm man sein Handwerk und verwandelte sich zurück in den, der man einmal gewesen war. Curt war im Rausch, schrieb Leah, ein Socialite, ein Kollaborateur. Manchmal dachte sie: Die Deutschen werden ihn lieben, den bösen Juden.

Curt fand, er war kein Jude, sondern Kunsthändler, und die Nazis fanden, er wäre Jude, und was er handelte zwar keine Kunst, aber trotzdem nützlich. Er reiste noch dreimal

nach Deutschland, nahm stets Kunstwerke mit. Curt, schrieb Leah, fühlte sich manchmal doch als Jude, wenn er die Kunst ansah, als gejagter Mann, der nur in der Kunst noch Trost finden konnte.

Es funktionierte. Leahs Text funktionierte. Ihre Agentin und ihr Lektor machten ein Zoom-Meeting mit ihr aus und sagten Sachen wie großer Wurf. Großer Wurf hatte man nur bei ihrem ersten Roman gesagt.

Leah malte ein böses Bild von Curt, ein hinreißendes auch, eines, in dem man ihn verstand, in dem man dachte, er hätte gedacht, er mache auch irgendwie das Richtige, es ging ihm immer nur um Kunst, immer nur um Kunst und sie zu retten und groß zu machen, und ohnehin war es doch besser, die Kunst sei in den Händen des wichtigsten Museums der Welt als von irgendwelchen Privatsammlern in einem den Bach heruntergehenden Europa, und von etwas musste er ja auch leben, aber am Ende wusste Leah das und wussten das die Leser, die vielleicht irgendwann lesen würden, am Ende ging es Curt darum, dass er glücklich sein wollte, und es war unerträglich und gleichzeitig so banal wie jede andere Schuld auch, was er getan hatte, wie jedes von Kinderhänden genähte Hemd auf Leahs Schultern. War es nicht einfach so unerträglich, dass Curt sich als Opfer schuldig gemacht hatte, weil die Deutschen, an die Leah dachte, während sie schrieb, glaubten, dass die Opfer wenigstens *gut* waren? Und schrieb Leah dieses Buch, weil sie wusste, dass die Deutschen ein *schlechtes* Opfer umso lieber sehen würden, ein böses Opfer so viel böser war als jeder böse Täter? Dass ihnen das bestätigen würde, dass das Mitläufertum eine universelle Reaktion auf die Nazis war, und nicht eine deutsche, und man deswegen auch nicht mehr sauer auf den SS-Opa sein musste?

Eines Abends, nachdem Julian einen seiner Kurzfilme gedreht hatte, sagte er ins Dunkle, dass er gerne mit der Intimacy-Coordinator-Frau von seinem Set schlafen würde, und Leah sagte, okay, und Julian sagte, wenn du das okay findest, sollten wir uns trennen, und Leah sagte, sehe ich anders, aber okay, und Julian weinte und Leah sagte, sorry, aber so wie du bumst, interveniert sie eh alle drei Sekunden, und sie lachten traurig zusammen und schliefen zum ersten Mal seit Monaten miteinander, aber drei Wochen später hatte Julian dann tatsächlich mit der Intimacy-Coordinator-Frau geschlafen und Leah war so verletzt, dass sie nicht mal fragen konnte, wie er es geschafft hatte, dass er die Intimacy-Coordinator-Frau hatte anfassen dürfen.

1941 war der Spaß vorbei, denn die Amerikaner traten in den Krieg ein, verboten den Handel, und die Stimmung kippte, niemand wollte mehr das Zeug, Curt ging mit, zeigte US-Kunst, handelte damit, er passte sich an.

Julian und Leah trennten sich nicht. Leah war so traurig, dass sie ständig dachte, sie würde ohnmächtig, Julian kaufte Blumen, kochte Suppe, tagelang kochte er Suppe und buk Kuchen, den sie nicht essen konnte, und bat sie, ihm zu verzeihen, und dann verzieh Leah ihm und dachte, der Sex muss echt schlecht gewesen sein.

Aus dem Verlag kam eine Mail mit dem Betreff FYI, die Leah vergaß, weil sie nach den Wochen des Kummers fertiggeschrieben musste, in wenigen Monaten war Abgabe, und es war 1944, alles, was die US-Behörden finden konnten, wurde beschlagnahmt, Leah dramatisierte, trug dicker auf, nur die Worte „feindlicher Ausländer“ waren wirklich belegt und dass das der Grund für die Beschlagnahmung war. Dieser deutsche nichtjüdische Jude war nun ein feindlicher Ausländer, schrieb Leah, aber er hatte genug Geld, um zu überleben, er handelte nun mit amerikanischer Kunst, hatte ein hellseherisches Auge und einen nützlichen Freundeskreis. Sie entschied, ihren Roman nicht mit Curts Tod enden zu lassen, sondern mit der ersten Ausstellung im MoMa, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg der deutschen Kunst widmete und sieben der von den Nazis verfemten Werke zeigte, die Karl Buchholz und Curt Valentin in Amerika verkauft hatten. Erst in den letzten Satz schrieb Leah die Worte geklaut, geraubt, erbeutet, denn es waren Worte, die Curt nie gedacht hätte, nur sie als Erzählerin durfte sie nutzen. Es wurde wieder Sommer in New York und Julian brachte ihr liebstes Eis von der Bodega mit, als sie ihm schrieb, dass sie fertiggeschrieben hatte, sie stießen mit riesigem, schokoladenüberzogenem Eis am Stiel an.

**Der Lektor rief an und sagte,
aber, Leah, bei dir ist es anders,
du bist ja Jüdin.**

Leah öffnete die Mail erst am Tag danach, hatte nicht gedacht, dass sie wichtig wäre, und las, schau mal, gerade erschienen, unterhaltsamer Verriss, aber wir sollten mal sprechen, wie wir sowas vermeiden, und das Marketing geht gar nicht, ein Link zu einem Buch, und kurz blieb Leah das Herz stehen, als sie die Verlagsbeschreibung las, dann den Verriss, dann rief sie mit zitternden Fingern ihren Lektor an, obwohl in Deutschland schon zehn Uhr abends war, weil er einmal gesagt hatte, sie könne ihn immer anrufen, dick über der Synopsis stand auf der Webseite des Verlags: *Was hättest du getan?*, immer wieder glitten ihre Augen darüber, während der Lektor sie beruhigte, sagte, dass sie sich keine Sorgen machen musste, denn sie hatte einen ganz anderen Roman geschrieben, denn sie stelle Curt nicht bloß, wie der Autor, der Greifer hieß, die Würgerin bloßstellte, nein, es war andersherum, oder, er lachte, und ohnehin, eigentlich alles super, denn der Roman sei ein Bestseller, man

munkle von verkauften Filmrechten, und das würde dann einfach richtig gut anknüpfen können, quasi als Positivbeispiel von einer Jüdin, und alles viel ambivalenter...

Dann kam ein weiterer Verriss, noch einer, Leah las jeden einzelnen Text mit größerem Schwindel, Julian fand es nur lustig, sagte, du hättest eine Gegenwartsebene gebraucht, habe ich doch gesagt.

Leah schickte ihr Manuskript ab, ihr Roman sollte in neun Monaten erscheinen, das Cover musste gebrieft werden, es gab keine Zeit für eine Gegenwartsebene, Leah versuchte, nachts trotzdem an den Text zu glauben, sie lud das Buch über die Jüdin, die böse geworden war, um ihre eigene Haut zu retten, auf ihren Kindle, sagte sich, Curt war anders, sagte sich: diese arme Frau war vermutlich auch anders. Der Autor war einfach kein Jude, Leah durfte das. Durfte sie? Musste sie?

Was hättest du getan, dachte Leah, und was tust du da gerade, verrätst einen anderen Juden, schürst antisemitische Klischees, und wozu. Hatte sie vorher geglaubt, sie habe ein ambivalentes Bild von Curt geschaffen, fürchtete sie sich nun vor jedem Satz, den sie geschrieben hatte, fürchtete, dass hinter den Sätzen lauerte, dass sie Curt für ein Monster hielt. Und was würden die Deutschen nun tun, als es nicht in diesem Kontext zu lesen, nicht als ein weiteres *was hättest du getan*, und die besseren Juden würden kommen, um die schlechten Juden in der Luft zu zerfetzen.

Der Lektor rief an und sagte, aber, Leah, bei dir ist es anders, du bist ja Jüdin. Und dein Buch ist kein Schund, nicht wie das andere.

Der Lektor rief wieder an und sagte, ich habe mit dem Verkauf gesprochen, gibt es eine Familiengeschichte, die wir beifügen könnten, wer wurde denn so ermordet bei dir oder hat überlebt, das würde richtig gut funktionieren, das kriegen wir auf die Spiegel-Liste so, die Presse wird's lieben, du bist einfach die ernsthafte Intellektuelle neben dem Totalausfall. Leah sagte, niemand wurde ermordet, wir sind amerikanische Juden, meine Großeltern schon hier geboren, ihre Eltern aus dem Shetl. Der Lektor fragte, und hast du darüber einen Nachweis?

Leah sagte, willst du das Gegenteil von einem Ariernachweis von mir? Und der Lektor sagte, na ja, ja, und Leah sagte, ich kann meinen Vater fragen, und der Lektor fragte, und deine Mutter? Die ist keine Jüdin, sagte Leah, und dann schwieg der Lektor erst und sagte dann, das hast du mir nie gesagt, dann bist du ja chalachisch gesehen keine Jüdin. Halachisch, sagte Leah. Sorry, sagte der Lektor. Während sie telefonierten, schnitt Leah Zwiebeln, Tränen liefen über ihre Wangen, und sie sah nichts und schnitt sich in den Finger. Ich hab mich geschnitten, sagte sie zum Lektor, und er sagte, okay, dann legen wir mal besser auf, und Leah legte das Handy einfach weg, ohne aufzulegen, und weinte sehr laut und hoffte, dass der Lektor nicht aufgelegt hatte und hörte, wie sehr sie weinte, und später hoffte sie, dass er sofort aufgelegt hatte.

Ihre Agentin sagte, halt die Füße still, Leah, das wird schon.

Leah hielt die Füße nicht still. Leah rannte durch den Prospect Park, morgens und abends, Julian versuchte, sie zu trösten, aber sie brüllte ihn an, weinte nachts, bis sie heiser war, und er ertrug es, manchmal sah sie ihn in ein Dokument tippen und dachte, gut, wenn er es aufschreibt, wie sehr er mich hasst, er braucht das ja auch.

Noch einmal fragte der Verlag nach einem Nachweis. Sie sagten, sie wollten sie nur schützen. Dann verschoben sie die Publikation um ein halbes Jahr, denn es tobte eine Debatte über Menschen, deren Väter Juden waren, die Mütter aber nicht. Der Lektor war mittlerweile endlich ehrlich mit Leah und sagte, er wüsste nicht, ob die Buchverkäufe den Skandal wert wären, der Verlag wolle Leah schützen.

Der geschasste Autor, las Leah, suchte eine Wohnung in New York. Meine Stadt, dachte Leah, das ist meine Stadt und Curts, verpiss dich.

An einem Tag, an dem die Blätter so gelb leuchteten vor einem hellblauen Himmel, dass sie unecht aussahen, bekam Leah die Zusage für einen Remote-Job als Werbetexterin für deutsche Unternehmen mit Zwangsarbeitsvergangenheit. Sie kam nach Hause und räumte den Kühlschrank ein. Julian kam strahlend zur Tür hinein. Good news, Baby, sagte er. Ich hab ein Angebot für ein Drehbuch. Six figures. Let's party.

Wow, sagte Leah. Ich wusste nicht, dass du an was schreibst, worum geht's denn.

Julian erzählte von einem Plot. Sehr lustig, sagte Leah, sag doch mal, worum es wirklich geht. Ich mein das ernst, sagte Julian. Das ist nicht lustig, sagte Leah, du weißt, dass mir das gerade mein Leben ruiniert. Aber Leah, sagte Julian, ich hab dir von Anfang an gesagt, dass du eine Gegenwartsebene brauchst. Das war meine Idee. Und als dann auch noch der Trashroman rauskam, konnte ich gar nicht anders als mitschreiben, come on, Leah, von irgendwas müssen wir leben, so können wir die Geschichte noch umdrehen.

Wir, rief Leah, wir? Ist das dein Ernst? Ich dachte, du fändest es funny, sagte Julian.

Du bist nicht mal Jude, sagte Leah, ich verbiete dir, das zu verkaufen, das geht nicht.

Ich hab schon zugesagt, sagte Julian, du wolltest Curt doch auch verkaufen. Es ist einfach eine gute Story, das weißt du selber. Das hättest du doch auch getan, Leah.

Dana Vowinckel, geboren 1996, lebt als Schriftstellerin in Berlin. Zuletzt erschien ihr Roman *Gewässer im Ziplock* (Suhrkamp, 2023). Der hier abgedruckte Text erschien zuerst in der von Dana von Suffrin herausgegebenen Anthologie *Wir schon wieder* (Rowohlt, 2024).

In einer Dose wohnen

Von Noemi Somalvico

*Das Herz will schlagen, nicht schmelzen.
Es hat zu tun. Dich. Es tut dich. Das Herz
will nicht vor die Höllenhunde gehen.
Es will für dich pumpen.
(Birgit Kempker)*

Ich versuchte es mit Neuanfang, aber die Bäume hatten gerade erst damit begonnen, ihre Blätter abzuwerfen. Es schien, als lebte ich in den Resten eines Jahres weiter, das vielleicht mal vielversprechend begonnen hatte. Ich wohnte nirgendwo mehr und setzte auch keine Liebesgeschichte mehr fort.

Du brauchst einen neuen Ort, sagte meine Schwester.

Auf ihrem Sofa hatte ich merkwürdige Träume. In einem lebte ich unter Möwen, ich brütete ihre Eier aus. Es waren kleine Eier, und ich stand immer wieder auf, um zu sehen, ob sie noch ganz waren. In einem anderen Traum war es meine Aufgabe, einen Berg mit einer Art Schöpfkelle auszuhöhlen, ich war müde, wenn ich aufwachte. Faltete die Decke, selbst wenn sie von meinem Nachtschweiß etwas feucht war.

Wie anstrengend mir die Stadt vorkam, lärmig und unübersichtlich.

Was, meine Schwester kicherte, diese Stadt ist ein Dorf! Was würdest du dann zu Peking sagen?

Ich hatte keine Ahnung, was ich zu Peking sagen würde.

Zum Trost kaufte ich Pommes Frites, das zieht meistens bei mir; Pommes Frites mit Ketchup oder Pommes Frites nur so. Daran gerieselt und unabwendbar; Salz.

Mein Wohlbefinden geriet dennoch durch jeden Windstoß ins Kippen.

Ich wollte keinen weiteren Abend allein in ihrer Wohnung verbringen, darum begleitete ich meine Schwester zu einer Party in irgendeiner Villa in der Stadtmitte. Die Garderobe für die Mäntel war begehbar, und als ich in Socken in den Salon ging, sah ich, dass die meisten Menschen auf Absätzen standen, die den Stielen der Champagnergläser nachgebildet waren.

Ich schau auf die Uhr, sagte meine Schwester, wer länger bleibt.

Sie winkte jemandem zu.

Ich weiß mich zu amüsieren, sagte ich und ging zum Buffet.

Nach mehreren Gesprächen, die sich glichen, als sei eins die brühwarne Vorlage fürs nächste, zog ich mich in ein Badezimmer zurück. Hatte ich nicht mal gelesen, dass keine Person auf diesem Planeten das Leben finde, das ihr gehöre? Ich saß

auf einem WC-Deckel und dachte an ein für mich einigermaßen passendes Leben, das jetzt ungelebt irgendwo rumlag. Dieses Leben spielte nicht in diesem Badezimmer.

Ich öffnete den Spiegelschrank und wählte eins der Parfums, sprühte mir OPTIMIST an den Hals. Ich bediente mich, künstliche Wimpern, rotes Puder, und in irgendeiner geheimen Mission begann ich mich zu schminken.

Ich nahm jedes Ding, das ich fand und trug es nach Gutdünken auf. Zog Linien und bemalte alle vorhandenen Flächen. Mit einem dunklen Stift fuhr ich um meine Lippen. Ich formte verschiedene Kussmünder, als müsste ich mich selbst verführen, legte die Zunge an die Zähne, zischte.

Nun zeigte ein Mann im weißen Hemd Interesse an mir, an meiner Verzerrung. Er erklärte mir, er sei Kurator in einer Galerie. Ich verneigte mich leicht vor ihm, worauf er kicherte. Eine Sekunde lang dachte ich, er könnte ein Verbündeter sein, da aber richtete er sich auf, zu voller Pracht, und ich wusste, dass in seiner Decke nichts rissig war, und dass seine Stirn immer so glänzte, als müsste später ein Kamerateam einen Videodreh für japanische Küchenmesser darauf drehen.

Ich empfand keine Sympathie für ihn, nur für dieses kleine Kichern, das ich nie wieder hören sollte, und ich nahm ihn an seiner feinen Kuratorenhand und führte ihn durch das Haus. Vor jedem Bild und vor jeder Statue blieben wir stehen und ich rang ihm einen Satz ab.

Nach dem Rundgang sagte er: Ich möchte dir gerne etwas offerieren.

So saßen wir an der Marmorbar, schlürften süße Getränke, und sobald ich das ausgetrunkene Glas auf den Tresen gestellt hatte, war es schon wieder voll.

Der Alkohol fuhr mir in die Füße, dann wieder hoch in die Lippen und ich zog den Kurator in die Ecke, neben die Rodin-Statue, und küsste ihn mit sieben Lippenstiften. Dann lagen wir in irgendeinem der zig Zimmer, sein Gesicht war voller Farbe, rosa, violett, aprikosenorange, was er nicht ahnte, und wir guckten die Lampe an.

Ich sagte: Diese Lampe sieht aus wie eine Boje.

Er sagte: Ihr Grundriss ist ein Kreis.

Dann wollte er weiterküssen, aber ich rückte allen Ernst in meinem Blick zusammen: Ein Kuss ist ein Versteck für unbearbeitete Gedanken. Ich hatte wohl gehofft, in deinem Mund irgendeine Antwort zu finden. Stattdessen haben wir nur Speichel ausgetauscht.

Das haben wir gut gemacht, sagte der Kurator.

Kurz war es still.



FOTO: TOMAS WÜTHRICH

Noemi Somalvico

Ich weiß nicht mal deinen Namen, sagte er.
Rate mal.
Emilie?

Ja, sagte ich, erhob mich, wankte zum Fenster.

Ich heiße Emilie Zunft. Du kannst mir sagen, welche Charaktereigenschaften du für mich als passend erachtest. Ich weiß bis jetzt nur, ich höre nicht gut zu. Und statt eines Herzens in der Brust hab ich nichts. Also kannst mir gerne ein fremdes reinschieben, falls du eins übrig hast.

Du hast auf mich so gar nicht herzlos gewirkt, Emilie, sagte der Kurator.

Ich rührte das Getränk in die eine, dann in die andere Richtung um.

Das liegt daran, dass ich ein bisschen Humor hab, kein Herz, aber Humor.

Ich hielt inne. Sah an mir herunter. Bis zu den Spitzen meiner Socken. An dem, was ich da zu erfinden begann über einen Menschen namens Emilie Zunft, war wohl irgendetwas wahr. Ich blühte kurz und fiebrig auf, drei Minuten, dann fielen meine Blüten in sich zusammen.

Meine Schwester war schon in die Wohnung zurückgekehrt. Ich zog die Tür der Villa hinter mir zu, der Kurator hatte noch einige Fragen gehabt, aber da war kein Wort mehr übrig.

Vor dem Haus rauchten ein paar Leute.

Die geht schon, sagte einer.

Es hatte geregnet und in der Kälte wurde ich wieder nüchtern. Ich kannte den Weg zur Wohnung meiner Schwester so genau, dass verlaufen unmöglich war. Ich ging. Sah nicht in die Schaufenster, wo mein verschwommenes, farbiges Gesicht vorbeizog. Ich ging mit den Füßen, die sich an meinen Beinenden fanden, diese Füße traten auf früh gefallene Blätter von Bäumen und trugen mich zurück in meine vorläufige Bleibe.

Meine Schwester stellte mir jeden Morgen ein Glas Orangensaft hin, und wenn ich aufwachte, hatte sie schon das Fahrrad genommen, die Jacke an einen fremden Bügel gehängt und in einem eben gelüfteten, grauen Zimmer einen Vortrag gehalten.

An einem Freitagnachmittag verließ ich ihre Wohnung, ich reihte mich in eine Schlange entlang einer grobkörnigen Mauer. Um Punkt fünfzehn Uhr drückte die vorderste Interessentin der Schlange auf die Klingel. Alle hörten das Brummen, mit dem die Türe freigegeben wurde, und fragten sich, ob dieses Brummen ihr Brummen werden würde.

In einem braunen, etwa hundertjährigen Ledersessel saß der Mieter, er stellte sich nicht vor und auch zur Wohnung sagte er nichts. Er schaute nur kurz hoch, als käme täglich eine Schlange von Interessent:innen und zöge mit Straßenschuhen durch seine Wohnung.

Dann wandte er sich wieder dem Fernseher zu, auf dem eine alte Olympiameisterschaft ausgetragen wurde. Eine Sportlerin flog mit einem Stab über eine Sprunglatte.

Ich wandte mich vom Bildschirm ab und ging durch jeden Raum einmal, bis ich wieder beim Sessel stand, wo eine Moderatorin erklärte: Diese Dynamik! Haben wir das von Issinbajewa erwarten können?

Einige versuchten, ihr Interesse zu betonen, indem sie aus dem einen Zimmer traten, um dann gleich wieder mit nachdenklicher Miene darin zu verschwinden.

Und das Bewerbungsformular?, fragte mich die Interessentin, die die Klingel gedrückt hatte.

Ich zuckte mit den Schultern.

Ziemlich unverändert lief ich Richtung Bahnhof. Der Wind ließ die Gebüsche wackeln, zog mir kalt in die Ohren und durch mich hindurch.

Es war Ende September, ich bog in einen Laden für asiatische Lebensmittel und kaufte eine Dose Ananas, ich streckte dem Kassierer die Dose und drei Franken hin. Vielleicht hatte ich Lust, in einer Dose zu wohnen. Ich lachte und der Kassierer lachte freundlicherweise mit.

Die Ananasringe waren bis 2041 haltbar. Ob ich sie an diesem Tag aß oder zwanzig Jahre später, es wären dieselben Ringe gewesen. Nur hätte ich mich vielleicht, wäre ich hungrig gewesen, unter jenes Denkmal gesetzt und hätte den zähen Schleim abgegossen, ich hätte Ring um Ring –

Da ich aber, wie gesagt, keinen Hunger hatte, ließ ich die Dose in meinem Mantel verschwinden und nahm den 102er, fuhr aufs Land. In der Stadt brauchte ich meine ganze Kraft, nur um am Leben zu bleiben. Nicht überfahren, überrannt, überboten, verführt, gefressen zu werden.

Ich sah aus dem Fenster über ein abgeerntetes Maisfeld, sah eine Katze. Sie machte einen Buckel und kackte in die Landschaft. Dabei zappelte ihr Blick, als dürfe sie von niemandem erwischt werden. Mir war es peinlich, etwa so peinlich, wie wenn ich zwei Käfern bei der Paarung zusah. Es dauerte ewig, schien mir, der Katzenschwanz zitterte, als stünde er unter Strom.

Hallo?

Ich sah hoch, der Buschauffeur war in seinem Sessel aufgestanden.

Endstation!

Er wedelte mit der Zeitung in der Hand, als müsse ich verschauelt werden.

Tomaten auf den Ohren?

Ich stolperte hinaus.

Ich sah in fremde Gärten. Zwerge und Tümpel, Steine, Gerümpel. Ich sah in fremde Gärten wie in nach außen gestülpte Innenwelten. Es war kein Mensch auf der Straße und das Dorf war so unspektakulär, dass es wohl tat.

Ich hatte das letzte Haus erreicht, da sah ich eine verzweifelte Frau in einem Garten. Sie umarmte den Boden und schluchzte leise. Ihr Haar war lang und glatt und breitete sich über das Gras. Ich ging schnell vorbei, schämte mich aber sofort für die Ausrede, die ich so eilig über meine Beklemmung geworfen hatte: Beim Unglücklichsein wolle die Frau ihre Ruhe haben. Ich machte also kehrt und sprach die Traurige an.

Es war etwa so, wie ich es mir gedacht hatte: Ihre Gans war gestorben. Das, was sie umarmte, war ihr Grab. Die Augen der Frau waren verquollen. Ich hörte ihr ein bisschen zu und bald verstand ich sehr wohl, weshalb sie dort gelegen und hundert oder mehr Tränen vergossen hatte.

Es gibt nichts, was bleiben darf, sagte ich. So ist es leider.

Sie schnäuzte noch einmal in ein Taschentuch.

Ich sagte ihr, auch ich sei ein bisschen traurig, aber aus einem anderen Grund. Sie fragte nicht nach, machte aber eine Pause, in die ich hätte hineinsprechen, die ich mit meiner Geschichte hätte füllen dürfen. Stattdessen verabschiedete ich mich und wünschte ihr Glück.

Hinter dem Dorf begann ein Wald. Die Bäume spielten mit dem Licht in ihren Wipfeln, schienen vom Wind etwas trunken. Ich trat da hinein und fühlte mich verschluckt.

Wenn ich die Stadt nicht mochte, konnte ich dann bitte den Wald mögen und die Wiesen, konnte ich dann bitte ein Zelt aufschlagen unter ein paar hohen Fichten und konnte ich dann bitte in einen tiefen Schlaf fallen und nicht aufwachen, nur weil ein Igel durch ein Gebüsch zottelte?

Nach einiger Zeit, in der ich verschiedene Kreise und Linien zurückgelegt hatte, kam schon wieder der Wille auf, einen Rand zu finden. Manchmal fragte ich mich, ob irgendein Mensch dazu gemacht ist, längerfristig ein Mensch zu sein. Ich kam mir vor, als verstünde ich meine eigene Form nicht. Fortan versuchte ich geradeaus zu gehen, in die Richtung, in der ich die untergehende Sonne vermutete. Einmal hörte ich ein Reh oder einen Fuchs husten.

Am Waldrand dann setzte ich mich auf eine Bank, das Licht war geradezu festhaltenswert. Ich nahm die Dose mit den Ananasringen aus meiner Manteltasche. Ich zog, zog allerdings nicht mit der richtigen Kraft und der Ring am Deckel riss ab.

Statt die Dose zurück in die Tasche zu tun, warf ich sie ein paar Mal ins Gras vor mir und jedes Mal, da ich sie auflas und sie unverwundet war und ohne Hick, fühlte ich etwas Seltsames, eine Art unsinnige Belustigung, weil ich wusste, ich würde sie gleich wieder werfen und wieder auflesen. Einmal, als das Ding in ziemlich hohem Bogen davongeflogen war, vermisste ich meine Schwester.

Es war ein körperliches Vorkommnis, als habe jemand einen Eimer Erinnerungen über mir ausgeleert. Wie seltsam, dass ich aus dem Nichts eine Person zu vermissen beginne, die zwölf Kilometer entfernt ist, weil eine Dose sich in einem bestimmten Winkel und mit einer bestimmten Geschwindigkeit durch die Luft bewegte.

Bin ich lang allein, erfasst mich bald ein Schwindel, und passiert nichts, was das Alleinsein aufhebt, kippt dieser Schwindel in eine Lethargie, in eine schiere Bewegungsunfähigkeit. Mir schien, ich würde nie wieder aufstehen können, ich war schwerer, schwerer als mein eigenes Gewicht und sackte gegen eine Seite weg.

Das Holz war trocken unter meiner Wange und kurz fehlt es mir an allem. Ich spürte in der Müdigkeit des Moments die Müdigkeit meines gesamten Daseins und im Krähen eines Vogels hörte ich das Krähen aller Vögel. In dieser Stimmung, die einem kleinen, lautlosen Untergang glich, schlief ich ein.

Als ich zwei Stunden später die Haltestelle erreichte, fuhr kein Bus mehr.

Ich bin verloren, sagte ich, weil ich mich nicht mal um mich selber richtig kümmern konnte, weil ich hungrig war und müde und auch weil verloren so ein tragisches Wort war und mich innerlich schon fast wieder erheiterte.

Ich überlegte, ob ich, wohnte ich in einem jener Häuser, mir die Türe öffnen, eine Wildfremde aufnehmen würde für eine Nacht. Schlaf ruhig bei unseren Hasen im Stroh. Unwillkürlich griff ich in mein Haar und drückte es gegen den Kopf, damit es den Eindruck einer Frisur erweckte.

So, sagte ich, klappte einen Fuß vom Boden und ließ ihn wieder sinken. So lässt sich immer sagen. Ich wollte, dass jetzt etwas geschah, was mein Leben nachhaltig erschüttern würde.

Es war Helene, die Frau, die ihre Gans vermisste, die mich schließlich aufgabelte. In wenigen Minuten waren wir zurück bei dem Haus am Dorfrand. Sie erzählte, dass sie in der Stadt gewesen sei, um jemandem einen Staubsauger zu übergeben.

Ich sah sie von der Seite an. Ihre Traurigkeit war wegge wischt, zurückgeblieben war ein friedliches Lächeln, das wie im Nachhinein ins Gesicht gehängt schien.

Ich fragte mich, ob auch ich so ausschaute, ob auch ich eine Art Leere im Blick herumschleppte, und schielte in den Rückspiegel. Vom Schielen sahen meine Augen ziemlich aktiv aus und gar nicht erloschen.

Wohnst du in der Stadt?, fragte sie.

Ich wohne gerade nirgendwo, antwortete ich.

Ach so, sagte sie.

Ich wusste nicht, dass der letzte Bus –

In ihrer Küche war es ordentlich, auf jedem Stuhl ein Sitzkissen.

Über dem Schüttstein, sah ich, hing das Foto der Gans. Sie war blütenweiß und stolz wie ein Schwan.

Schön, die Gans, wollte ich sagen, aber jetzt knurrte mein Magen, ich zog einen Stuhl zurück und polterte damit lauter als die Geräusche aus meinem Inneren.

Helene tischte auf. Sie nahm ein Glas aus dem Kühlschrank mit eingelegten Gurken. Danach tischte sie auch noch Brot auf und Käse.

Als sie mit der Gabel eine Gurke aufstach, dachte ich an die Frage, die ein Mensch sich stellen kann, um herauszufinden, ob er sich in einem Traum befindet: Wie viele Finger habe ich?

Ich wartete darauf, dass jemand aus einem Schrank spränge und das alles hier für einen Scherz erklärte.

Es waren fünf an jeder Hand.

So wie du isst, komme ich zum Schluss, dass du sehr entschlossen bist, sagte Helene.

Ich spürte, wie ich errötete.

Ich hab seit dem Mittag nichts gegessen, sagte ich.

Ich meine, so wie du die Gabel hältst, du bist mutig.

Es schien ihr ernst zu sein. Ich versuchte, ihr Alter zu schätzen, viel älter als ich konnte sie nicht sein, wohnte aber ab von der Stadt, in einem ganzen Haus mit Garten. Helene schob jetzt die Speisen an ein Tischende und platzierte ihren Ellbogen in der Tischmitte. Sie hatte einen schmalen Unterarm, und als ich meinen neben ihrem platzierte, kam ich mir auf einmal unbesiegbar vor und ich drückte den ihren ohne Mühe auf die Tischplatte.

Es kommt auf die Tageszeit an, entschuldigte ich mich.

Sie lächelte, schien sich zu freuen, dass ich das Armdrücken gewonnen hatte.

Du bist stark und schön und resilient und mutig. Dann wünsche ich dir jetzt eine gute Nacht, sagte sie.

Sie hatte mir gezeigt, wo ich schlafen könne. Eine Kammer, in der eine Matratze auf dem Boden lag, sonst war da nichts. In diesem Nichts träumte ich auch nicht, ich fiel in den Schlaf wie ein Stein in einen Tümpel.

Es lag ein Zettel auf dem Tisch am nächsten Morgen. Ich las ihn. Ging zum Fenster. Ging wieder zum Tisch. Berührte die Kaffeekanne, die dort stand und nur noch wie von fern warm war. Las noch einmal: *Ich bin fort. Hier mein angefangenes Leben. Das Haus ist zweihundertfünf Jahre alt. Du kannst alles haben.*

Durchs Fenster sah ich das Licht, es wimmelte dort im Gras, ich sah, dass es der Ort von gestern sein musste, aber mein Blick darauf war wie ausgewechselt, die Perspektive hatte sich verändert: Das Haus verhielt sich anders zur Straße, zum Zaun und anders zum Himmel. Ich trat in den Garten, mein Gesicht konnte sich für keinen Ausdruck entscheiden.

Später riss ich Unkraut aus zwischen den Steinplatten. Du bist stark, hatte Helene gesagt, stark und mutig. Hahnenfuß, Löwenzahn. Ab und zu stieß ich auf einen Wurm, auf ein paar Feuerwanzen, und die blieben meine einzige Gesellschaft, nebst jenem Typen, der am Zaun vorbeiging, mich grüßte und einen riesigen, weißen Hund im Schlepptau hatte. Als die Sonne sich übers Dach zurückzog, schlüpfte ich in eine ihrer Jacken und rauchte eine ihrer Zigaretten. *Du kannst alles haben.* Ich roch am Kragen der Jacke, da war irgendein Duft wie Gips, ihr Duft vielleicht. Eine Sekunde lang, dachte ich, was ich den ganzen Tag nicht hatte denken wollen; ob sie noch lebte. Ob eine, die weiß, sie kommt nicht zurück, drei Zigaretten in der Packung übriglässt.

Später saß ich an Helenes Tisch und blätterte in einer Zeitschrift, ohne zu lesen. Ich wartete darauf, dass jemand aus einem Schrank spränge und das alles hier für einen etwas aufwendigen Scherz erklärte. Ich blätterte weiter, ein feines Geräusch verursachte mir Gänsehaut. Es war, als ginge jemand mit breiten Hosen um den Tisch, deren Stoff sich bei jedem Schritt berührte.

Du brauchst einen Ort, hatte meine Schwester gesagt. Du brauchst einen Winkel. Einen Schlupfwinkel, wo du dich erholen kannst. Du brauchst nicht viel, aber du brauchst einen Ort.

Es heißt, dass niemand kriegte, was er braucht. Kriegt nicht die Wohnung, die er braucht und nicht die Erinnerungen. Kriegt nicht die Geschwister und nicht die Liebesgeschichte, die zu ihm passt. Vielleicht hatte inzwischen jemand die Strümpfe, die mein Leben waren, wie es mir auf Haut und Nagel gepasst hätte, an sich genommen und lebte es nach eigenem Gutdünken fort.

Ich hatte die Zeitschrift bis zur letzten Seite durchblättert. Auf der Rückseite standen Helenes Adresse und ihr voller Name. Ein hübsches Haus, das du da hast, Helene L. Propp, ein angefangenes Leben, das du mir überlassen willst. Ich schob den Stuhl zurück. Aber ich habe zu tun, sagte ich, griff nach meinem Mantel, darin die Dose, und eilte die Straße entlang Richtung Busstation. Einmal drehte ich mich um, abrupt, da war nie-

mand. Nur das Haus am Ende der Straße, es stand fernab von den anderen Dorfhäusern, ein zusammensackender Schatten.

Noemi Somalvico, geboren 1994 in Solothurn, studierte Literarisches Schreiben in Biel und Contemporary Arts Practice in Bern. Der hier abgedruckte Text stammt aus ihrem eben erschienenen Erzählband *Das Herz wirft in der Brust keinen Schatten* (Volland & Quist).

Nachbarinnen

Von Natascha Wodin

Ich weiß nicht, Frau Meisinger, ob Sie sich noch an mich erinnern. Es ist lange her, dass wir Haus an Haus wohnten, über ein halbes Jahrhundert, und ich bin nicht sicher, ob Sie mich, die junge Frau, die Ihnen damals von ihrem Balkon nebenan so oft böse Worte zuwarf, überhaupt jemals wahrgenommen haben. Sie haben nie auf meine Einwände reagiert, wie auch nicht auf die Anfeindungen anderer Nachbarn. Vielleicht sahen Sie uns alle gar nicht mehr, vielleicht gab es keine Brücke mehr zwischen Ihnen und der Außenwelt.

Sie wohnten hinter den Wucherungen Ihres Grundstücks in einer Art Laube, einem gemauerten Häuschen mit zwei winzigen Fenstern und einem Schornstein, aus dem im Winter Rauch aufstieg. Eigentlich waren Sie eine reiche Frau, aber das wussten Sie vielleicht gar nicht. Ihnen gehörte ein ziemlich großes Grundstück in einem exklusiven Villenvorort der bayerischen Landeshauptstadt, an ihren südlichen Ausläufern, eine Stunde entfernt von den winterlichen Skipisten und den sommerlichen Seen. Sie blockierten mit Ihrer elenden Existenz hinter einem morschen Holzzaun Bauland von höchstem Wohn- und Freizeitwert. Sie waren ein Irrtum, ein Skandal in dieser Gegend, die Anwesenheit einer Realität, für deren Abwesenheit man hier ein Vermögen bezahlt hatte.

Wir, ein junges Ehepaar, waren wahrscheinlich die einzigen Mieter in der Straße, jung und besitzlos, vor kurzem eingezogen ins Dachgeschoss einer kleinen, ockerfarbenen Villa, deren Fenster mit prachtvollen Geranien und Petunien geschmückt waren. Unten auf der Terrasse stand eine Hollywoodschaukel, in der Mitte des Gartens, der hinter dem Zaun in einen Wald überging, ein kleiner Holzpavillon, der nie benutzt wurde und dessen Zweck sich mir nie erschloss. Herr und Frau Stoiber, ein kinderloses Ehepaar, betrieben, bevor sie Pensionäre wurden, ein großes Blumengeschäft im Stadtzentrum, jetzt hatten sie die Patronage über zwei junge Leute übernommen, die für billige Miete unter ihrem schüt-

zenden Dach wohnen durften, in ihrer ersten gemeinsamen Wohnung. Frau Stoiber zeigte mir, wie man Leberknödel zubereitet und wie ich die weißen Hemden meines Mannes stärken und bügeln musste. Er gehörte zur ersten Programmierergeneration in Deutschland und arbeitete in einer Niederlassung von IBM, ich war Stenotypistin im Büro einer Garnfabrik. An den Wochenenden durften wir abends bei unseren Wirtsleuten fernsehen, in einem großen Wohnzimmer mit Perserteppichen und einer moosgrünen Polstergarnitur, auf der auch Seppl einen festen Platz hatte, ein roter Langhaardackel, der Frau Stoibers Ersatzkind war und ständig versuchte, mich mit seinen kleinen, scharfen Zähnen ins Bein zu zwicken. Auf dem Couchtisch stand eine Kristallschale mit Salzletten, die Männer tranken Weißbier, für uns Frauen mixte Frau Stoiber zwei Blondies, Bluna mit Eierlikör, mein Lieblingsgetränk, das wir durch einen Strohalm schlürften, während wir uns einen Krimi auf dem schwarzweißen Bildschirm ansahen, ich fieberte immer Edgar-Wallace-Filmen mit Joachim Fuchsberger und Karin Baal entgegen.

Harald, der neben mir auf dem Sofa saß, hatte ich nicht aus Liebe geheiratet, sondern weil er der einzige deutsche Mann war, der mich heiraten wollte. Durch ihn hatte ich endlich doch noch das Unerreichbare erreicht, sogar mehr als das. Ich wäre mit dem bescheidensten Lebensplatz zufrieden gewesen, hätte dieser Platz sich nur in der deutschen Welt befunden. Nun war ich durch meine Heirat im Alter von neunzehn Jahren über Nacht aus einem Nachkriegslager für slawische Untermenschen, ehemalige Zwangsarbeiter der Nazis, die jetzt niemand mehr brauchte, in einem vornehmen Münchner Vorort gelandet, mitten im gehobenen, wohlhabenden deutschen Bürgertum, dem mir fernsten aller Sterne. Bis vor kurzem noch war ich die Russenlusch, jetzt hatte ich die deutsche Staatsbürgerschaft und trug Haralds deutschen Namen. Wenn ich wegen meines verdächtigen Vornamens einmal gefragt wurde, ob ich

Russin sei, log ich und sagte, ich sei nach einer adeligen russischen Großtante benannt, die im alten St. Petersburg gelebt hatte. In meinem Kleiderschrank hingen bayerische Dirndl, Faltenröcke aus Trevira und ein Abendkleid für meine Opernbesuche mit Harald. Zum ersten Mal seit meiner Geburt wusste in meiner deutschen Umgebung niemand, wer ich war und wo ich herkam, zum ersten Mal war ich eine wie alle.

Mein neues Leben hatte nur einen einzigen kleinen Fehler, und der waren Sie, Frau Meisinger. Ausgerechnet an Ihr Grundstück grenzte das erste deutsche Haus, in dem ich wohnen durfte, an einem Ort, an dem nichts weniger zu erwarten gewesen war als jemand wie Sie. Sie sahen noch schlimmer aus als der menschliche Nachkriegsabfall, aus dem ich hervorgegangen war, Sie waren noch eine Steigerung dessen, was ich gerade hinter mir gelassen hatte, was ich mit aller Kraft vergessen, austreichen, aus der Wirklichkeit tilgen wollte. Sie waren der tägliche Anblick des Abschaums, den ich gerade von mir abgestreift hatte, Sie waren das Gespenst meiner Vergangenheit, das mir auf die andere Seite der Welt gefolgt war, Sie waren mein veröffentlichtes Geheimnis, das ich in ständiger Angst vor Entlarvung verbarg. Sie waren ein tägliches Ärgernis für alle und insbesondere für mich.

In den letzten Wochen vor Ihrem Ende, Frau Meisinger, hatte man Ihnen Ihr Alter nicht mehr angesehen. In meinen damaligen Augen, den Augen der Jugend, waren Sie von Anfang an eine steinalte Frau gewesen, aber mit meinem heutigen Blick auf Sie erkenne ich, dass Sie wahrscheinlich nicht einmal fünfzig waren, als Sie starben. Man erzählte sich von Ihnen, dass Sie einst eine ausgesprochen schöne und gepflegte junge Frau gewesen waren, die hin und wieder kam, um ihre Erbtante zu besuchen, der das erbärmliche, damals noch zwischen Wiesen und Feldern stehende Häuschen gehörte, das erst nach und nach in die unaufhaltsamen Ausdehnungen der Großstadt geraten war. Sie seien immer elegant gekleidet gewesen, sagte man, schlank wie ein Reh, aber etwas Sonderbares hätten Sie schon damals an sich gehabt, etwas, das Sie von den anderen unterschied. Ihre Tante, eine wortkarge, verschlossene Frau, hätte nie etwas über Sie erzählt, aber es sei bekannt gewesen, dass Sie weder verheiratet noch verlobt waren, und allein das verwunderte bei einer so attraktiven jungen Frau wie Ihnen. Niemand wusste, wovon Sie lebten, wie Sie das Geld für all die extravaganten Sachen verdienten, die Sie trugen, die fescen Blusen und die feinen Ledertaschen.

Irgendwann, so erzählte Frau Stoiber, hätten Sie die Besuche bei Ihrer Tante eingestellt, lange Zeit hätte Sie niemand mehr gesehen. Erst nach dem Tod der Tante seien Sie eines Tages wieder aufgetaucht und hätten bald darauf die schäbige Behausung auf dem Nachbargrundstück bezogen. Schon zu dieser Zeit seien Sie bereits eine ganz andere gewesen, noch nicht so heruntergekommen wie heute, aber man hätte schon deutlich gesehen, dass Sie nichts mehr auf sich hielten, dass Sie eine Asoziale geworden waren. Nach und nach seien Sie immer unansehnlicher geworden und nicht mehr auf die Stra-

ße hinausgegangen, unter die normalen Leute, und schließlich hätten Sie sogar aufgehört, sich anzuziehen, nur noch im Nachthemd würden Sie jetzt dort drüben herumstreichen und den Abfall vor die Tür werfen, so dass die Ratten kämen und die ganze Gegend schon verpestet sei von dem Gestank. Seit Jahren würden Sie dort drüben hausen wie ein Vieh, sagte Frau Stoiber, ein Anblick, dass es die Sau graust, so etwas wie Sie hätte man unter Hitler vergast.

Ich kann Sie nicht mehr danach fragen, Frau Meisinger, was Ihnen im Leben zugestoßen ist, aber im Grunde muss einem ja nichts Besonderes zustoßen, um an der Welt zu verzweifeln. Ich weiß nicht einmal, ob Sie wirklich eine Verzweifelte waren, vielleicht wollten Sie nur einfach nichts mehr mit den anderen zu tun haben, Ungeheuern in der Art Ihrer Nachbarn, und wären die nicht gewesen, wären Sie mit Ihrem aufgegebenen Leben vielleicht nicht einmal unglücklich gewesen, einem Leben ohne Hoffnungen, die die Quelle aller Enttäuschungen sind. Sie waren wahrscheinlich eine bereits endgültig Enttäuschte, Sie hatten alle Verluste schon hinter sich, Ihnen gehörte nur noch das erbärmliche Häuschen, das Ihrem verwilderten Körper Zuflucht bot und nur den Fehler hatte, dass es an einer falschen Stelle stand.



FOTO: JULIUS SCHRANK / AGENTUR FOCUS

Natascha Wodin

Ich sehe Sie noch heute deutlich vor mir, von keiner anderen Stelle aus konnte man in Ihr Grundstück besser hineinsehen als von meinem Balkon im Nachbarhaus, über den morschen, vermoosten Holzzaun, hinter dem der Wildwuchs herrschte. Alte, knorrige Obstbäume, die kaum noch Früchte trugen, Buschwerk, Gestrüpp und andere, unkenntlich gewordene Gewächse hatten sich zu einem urwaldähnlichen Dickicht verschlungen, dessen Wucherungen haltlos in die Nachbargärten drängten, in denen die Ränder des frisch gemähten Teppichrasens mit Nagelscheren begradigt wurden. Büsche und Bäume warfen ihr Laub auf das gehegte Territorium der anderen ab, erdrückten mit ihren Schatten die Frühlingstulpen und Krokusse, wilde Triebe krochen in die akkurat geschnittenen Hecken, fraßen sich hinaus auf den Bürgersteig, wo sie den Asphalt aufbrachen, und im Herbst, wenn die Bäume sich zu schütteln begannen in den ersten stürmischen Nächten, ertrank die halbe Straße im Laub aus Ihrem Garten. Der Wind wehte es auf die soeben gerechten Rasenflächen, vor die Haustüren an der soeben gefegten Straße. Sie fegten nie, Frau Meisinger, Ihnen war das Laub, das vor Ihrem Gartentor verfaulte, schnurzegal.

Mehr und mehr begann mich der Gedanke zu beherrschen, dass Sie mein neues Leben zerstören würden.

Sie waren eine Verschwindende, aber genauso wie Ihr Garten verschwanden Sie durch Ausdehnung, durch eine zunehmende, immer maßloser werdende Körperfülle, die alles an Ihnen zum Verschwinden brachte, was man gemeinhin ein menschliches Wesen nannte. Die haltlose Ausdehnung Ihres Körpers verwandelte Sie in ein Unwesen, das ein Abbild Ihres Ungartens war. Sie haben für Ihr Verschwinden nicht das Abnehmen, sondern das Zunehmen gewählt – in einer Zeit magersüchtiger Schönheitsideale war das zweifellos die effektivere und radikalere Form des Verschwindens.

Offt sah man, wie Sie in einem zerlumpten Nachthemd, das offenbar Ihr letztes, Ihren Körper noch umfassendes Kleidungsstück war, in Ihrem Garten umhergingen, mit einem Stock in der Hand, mit dem Sie das Gestrüpp vor sich zerteilten wie mit einer Machete. Über Ihre nackten Beine kroch ein grauer, flechtenartiger Schorf, von Ihrem Gesicht sah man nichts mehr, es war versteckt in sich selbst, in einer Masse formlosen, aufgeschwemmten Fleisches. Sie erinnerten an ein großes, schwerfälliges Tier, das sich mit einem bösen Knurren durch die Wildnis schob, manchmal entfuhr Ihnen dabei eine Silbe der menschlichen Sprache, die Silbe eines Fluchs, einer vulgären Verwünschung. Nur Ihr Haar, Frau Meisinger, pflegten Sie noch, üppiges, blaubeerfarbenes Haar, das immer frisch gewaschen glänzte und zu einem Pferdeschwanz aufge-

bunden war. Es musste das Haar der Frau sein, die Sie einmal gewesen waren, ein Rest dieser Frau, den Sie nicht aufgaben. Zwischen Ihrem Haar und dem Rest Ihres Körpers lagen Welten, die nur Sie kannten, Frau Meisinger. Eine Kindheit zwischen zwei Weltkriegen, in der Armut und Labilität der ersten deutschen Republik, eine Jugend in der Hitler-Diktatur, fast sechs Jahre Krieg, und danach, als das Land in Trümmern lag, das große kollektive Schweigen, das, je länger es dauerte, desto unheilvoller wurde und bis in die Zeit reichte, von der hier die Rede ist. Vielleicht waren Sie ein Kind dieses Schweigens, vielleicht war es in Ihnen zum Monster angewachsen, vielleicht drückte Ihr viel zu schwerer, über seine Grenzen hinausgewucherter Körper dieses angestaute, tödliche Schweigen aus, vielleicht waren Sie sein Symptom. Ihr schönes, zu einem Pferdeschwanz aufgebundenes Vergangenheitshaar hatte sich in die Gegenwart verirrt und stand in einem schockierenden Kontrast zum Rest Ihres Körpers.

Ihr erbarmungswürdiges Pendant, das Ihnen nicht von der Seite wich, war ein verfilzter, irgendwann wahrscheinlich weißfelliger Hund mit eitrig zerfressenen Augen, in denen eine abgöttische Liebe zu Ihnen stand. Dieser Hund hieß ausgerechnet Bello, aber so abwegig dieser Name in seiner italienischen Bedeutung auch klang, so zutreffend war er im Deutschen. Bello bellte, er bellte und jaulte ganze Nächte hindurch, wenn Sie ihn nicht bei sich im Haus schlafen ließen, sondern in den Garten verbannten. Durch Bello wurden Sie, Frau Meisinger, zu einer zusätzlichen Bedrohung für mich. Ich litt seit jeher an einer quälenden Lärmempfindlichkeit, wahrscheinlich eine Folge des immer lauten, nie zur Ruhe kommenden Lagerlebens, in dem man immer von Geräuschen bedrängt war. Schon als Kind konnte ich deshalb oft nicht schlafen, und wenn Bello jetzt in den Nächten stundenlang bellte, fühlte ich mich aus der vornehmen Stille meiner neuen Umwelt zurückversetzt in meine schlaflosen Kindernächte in den Baracken. Ich wälzte mich im Bett und dachte mit Grauen daran, dass ich um halb sieben Uhr morgens aufstehen und in das Büro der Garnfabrik fahren musste, wo ich mehrmals am Tag zum Diktat gerufen wurde. Meine Lärmangst ging einher mit einem starken Schlafbedürfnis, ich war zu nichts zu gebrauchen, wenn ich nicht ausgeschlafen hatte, ich litt an Übelkeit und Kopfschmerzen und fühlte mich den ganzen Tag an der Grenze zu einem Kollaps. Mehr und mehr begann mich der Gedanke zu beherrschen, dass Sie mein neues Leben zerstören würden, Frau Meisinger, ich würde meine Funktionsfähigkeit zunehmend einbüßen, nicht mehr zur Arbeit ins Büro fahren können, die Hausarbeit nicht mehr bewältigen und mich schließlich als unbrauchbares, störendes Rädchen im Getriebe erweisen, als Fehler im System. Der aufsässige Gedanke hielt mich, nachdem er sich einmal in meinen Kopf gebohrt hatte, immer öfter auch in den Nächten wach, in denen Bello nicht bellte, weil er im Haus schlafen durfte, aber selbst wenn dieser Hund durch Zauberei aus der Welt verschwunden wäre, hätte ich meinen durch ihn hervorgerufenen Angstgedanken

wahrscheinlich nicht mehr loswerden können. Der Gedanke hatte sich verselbstständigt, hatte begonnen, ein Eigenleben in mir zu führen, er versuchte alles, um mich in das finstere Abseits zurückzustoßen, aus dem ich kam. Sie waren nicht nur das Gespenst meiner Vergangenheit, Frau Meisinger, sondern auch das Gespenst meiner Zukunft, irgendwann würde ich so werden wie Sie, ich war jetzt schon wie Sie, war nie etwas anderes gewesen. Der einzige Unterschied zwischen Ihnen und mir bestand darin, dass Sie nichts mehr verbargen, dass man von Ihnen auf den ersten Blick alles sah, während von mir nur noch niemand wusste, dass mein Name Rumpelstilzchen war.

Frau Stoiber, die wegen Bellos Bellen nachts auch nicht schlafen konnte, sagte, man sollte Sie und Ihren Köter vergiften, aber wir wussten, dass wir das nicht tun konnten, dass wir warten mussten, bis Sie, Frau Meisinger, von selbst starben. Es war unverständlich, warum das nicht geschah, warum der Tod so lange und begriffsstutzig vor Ihrem Gartentor stand und nicht eintrat, um eine längst fällige Aufgabe zu erledigen.

Ihr Gefährte im Verschwinden war Franz, Frau Meisinger. Er verschwand auf seine Art, nicht mit dem Mittel des Essens, sondern mit dem des Trinkens, nicht durch körperliche Ausdehnung, sondern durch beständiges Schrumpfen. Niemand wusste, woher er kam und wie er zu Ihnen gefunden hatte. Abends konnte man ihn die Straße heraufkommen sehen, meist torkelnd, ein winziges, komisches Männchen in einem überdimensionalen grünen Jackett, der Kopf halb verschwunden unter einer ebenso grünen Schirmmütze. Der ganze Gang die Straße herauf war ein Kampf mit der unberechenbaren Dynamik einer Umhängetasche, die, in Kniehöhe ihres Trägers baumelnd, dem unablässig Taumelnden jeden Augenblick zum Verhängnis werden musste, während dieser keinerlei Groll gegen die Lage zu hegen schien, in der er sich befand. Der zahnlose Mund in seinem erdbeerfarbenen Gesicht verzog sich unerschütterlich zu einem seligen Grinsen, während er im Zickzack auf sein Ziel zustrebte. Aus der Nähe konnte man auf dem grasgrünen Grund von Jackett und Mütze schließlich die aus Goldlettern bestehende Aufschrift „Abendzeitung“ erkennen. Er steckte in der Uniform des bekannten, volksnahen Boulevardblattes, dessen Schlagzeilen er irgendwo zwischen Stachus und Marienplatz ausrief, und es war ein Rätsel, wie er es jedes Mal wieder schaffte, seinen Schlafplatz hinter der Stadt zu erreichen, wie es ihm in seinem volltrunkenen Zustand gelang, den weiten Weg aus dem Zentrum bis zu Ihnen, Frau Meisinger, zu finden. Zuweilen blieb er ein paar Tage aus, entweder besaß er noch einen anderen Unterschlupf, oder er verbrachte die Nacht irgendwo draußen, schlief auf einer Bank oder rollte sich in irgendeiner Nische der Straße zusammen, auf einem nicht verkauften Exemplar der „Abendzeitung“.

Sie, Frau Meisinger, erhielten Franz am Leben, indem Sie ihm ein Dach über dem Kopf erhielten, er sorgte dafür, dass Sie nicht verhungerten, denn bis zum nächsten Lebensmittelgeschäft hätten Sie es nicht geschafft, es war weit weg, und Sie konnten das Gewicht Ihres Körpers nur noch bis Gartentor

tragen, wenn überhaupt. Franz war es, dem wir Ihre fortgesetzte Existenz unter uns zu verdanken hatten, er verhinderte den natürlich Lauf der Dinge, ihren natürlich Abschluss. Immer wieder brachte er das Kunststück fertig, nicht nur seinen wankenden Körper, sondern auch verschiedene Lebensmittel bis zu Ihnen zu befördern. Aus unerfindlichen Gründen transportierte er diese nicht in der umgehängten Zeitungstasche, die um diese Zeit ja leer sein musste, sondern trug die Tüten und Dosen auf den Armen. Es schien gerade seine Betrunketheit zu sein, die ihm die Fähigkeiten eines Schlafwandlers verlieh und verhinderte, dass er die Fracht unterwegs Stück für Stück verlor. Mit der Geschicklichkeit eines Jongleurs brachte er die lebenswichtige Last bis vors Gartentor, dann begann die Nagelprobe seines Könnens. Er musste das Tor öffnen, was er versuchte, indem er, da er keine Hand frei hatte, mit dem Fuß gegen die Holzlatten trat, was er mehrmals tun musste, wobei es dann passieren konnte, dass die Ladung auf seinen Armen ins Rutschen kam und ganz oder teilweise auf dem Asphalt vor dem Tor landete. Mit unerschütterlichem Grinsen, auf allen Vieren kriechend, begann Franz vom Boden aufzusammeln, was von seinem Einkauf übrig geblieben war. Erst jetzt fiel ihm die Existenz der Zeitungstasche ein, erst jetzt, offenbar in der Ernüchterung durch das Fiasko, gingen ihm die Möglichkeiten seiner versäumten Verhinderung auf. Stück für Stück verstaute er die eingekauften Lebensmittel in dem zu spät entdeckten Gefäß, dann öffnete er mit der Hand das Gartentor und verschwand im Dickicht, Zucker, Mehl und Grieß aus den geplatzten Tüten auf dem Trottoir zurücklassend.

Sie wissen, Frau Meisinger, dass es Mitte der sechziger Jahre, um die es hier geht, für einen Mann noch zum guten Ton gehörte, Frauen in den Hintern zu kneifen und sich mit obszönen Äußerungen hervorzutun, das gehörte zu seiner Manesplicht. Herr Stoiber, mein Hauswirt, war ein besonderer Meister des Herrenwitzes, nichts Menschliches und Tierisches waren ihm fremd. Immer hatte ich ein wenig Angst vor ihm, vor dem veränderten Blick, der mich plötzlich aus seinen Augenwinkeln traf, jener Männerblick, den ich so gut kannte, der mich durch meine ganze Kindheit und Jugend verfolgt hatte, und zweifellos hätte auch Herr Stoiber versucht, mich nicht nur mit seinen Augen zu betasten, mich schützte nur die Anwesenheit meines Ehemannes und die seiner Ehefrau. Sie, Frau Meisinger, schützte niemand vor Herrn Stoiber, immer wieder wurden Sie zum Gegenstand seiner Zoten. Nicht nur die sehr unterschiedlichen, antipodischen Körperformen, über die Sie und Franz verfügten, regten seine Fantasie auf ausgesprochen bildhafte Weise an, seine Schlüpfrigkeiten erstreckten sich auch auf Sie und Bello, der Ihnen so sichtbar ergeben war und dessen Bellen und Winseln vor Ihrer Tür uns immer nur in den Nächten erspart blieb, in denen Franz nicht auftauchte. In diesen Nächten war es still, ich konnte endlich schlafen, erlöst durch die Abwesenheit von Franz. In diesen Nächten, so Herr Stoiber, holten Sie sich Ihren Köter ins Bett, den Sie sich zu diesem Zweck hielten, abgerichtet zum Ersatz für Franz.

Irgendwann, es war ein Herbst mit frühem Kälteeinbruch, schon Ende Oktober hatte es zum ersten Mal geschneit, begann man Franz anzusehen, dass für ihn das Endstadium seines Verschwindens angebrochen war. In seinem endgültigen Verschwinden war er plötzlich ein erschreckend Anwesender geworden, eine tödliche Nüchternheit hatte das selbstvergessene Lächeln aus seinem blau verfärbten Gesicht verdrängt, obwohl er betrunken zu sein schien denn je. Aus irgendeinem Grund trug er jetzt die grüne Abendzeitungsmütze in der Hand, wenn er abends, schon fast im Dunkeln, auf das Gartentor am Ende der Straße zuwankte. Im Laternenlicht konnte man sehen, wie das Schneewasser über seinen entblößten, nur von ein paar grauen Haaren bedeckten Kopf rann. Er war schutzlos geworden, er leistete keinen Widerstand mehr, im Gegenteil, die Mütze in seiner Hand schien zu besagen, dass er den Lauf der Dinge aktiv beschleunigte, dass er ihnen Vorschub leistete, indem er seinen nackten Kopf dem Regen und dem Schnee anbot. Immer seltener erreichte er seinen Schlafplatz bei Ihnen, Frau Meisinger, immer seltener schlüpfte er unter das wahrscheinlich einzige Dach, das er besaß, immer seltener brachte er Einkäufe mit, die Zeitungstasche hing an ihm wie ein Requisit aus einem bereits abgesetzten Stück, und irgendwann blieb er für immer weg. Wahrscheinlich war er irgendwo in der Stadt hingefallen und nicht mehr aufgestanden, erfroren in einer kalten Nacht.

Zum letzten Mal habe ich Sie gesehen, Frau Meisinger, als Sie versuchten, draußen im Garten einen der kleinen, glasigen Äpfel mit einem Stock vom Baum zu schlagen. Ihre Haarpflege hatten sie inzwischen aufgegeben, lange, ranzige Strähnen flossen über Ihre mächtigen Schultern. Unter der abgewetzten Wolldecke, die Sie sich übergeworfen hatten, kamen, wenn Sie sich bewegten, schwarz-grüne, herabhängende Fleischlappen hervor, alles Blut, das in Ihnen noch vorhanden war, schien sich in blauen Stockflecken unter Ihrer Gesichtshaut versammelt zu haben, während die Löcher in Ihren Beinen seltsam blutleer wirkten, wie hineingebohrt in schmutzigen Gips. Sie verhungerten, Sie erfroren, und ich wusste es, alle wussten es. Endlich starben Sie, und wir ließen geschehen, was nun stillschweigend ohne uns geschah, was nur noch unserer Passivität bedurfte, damit es sich vollenden konnte. Wir wussten, dass uns wegen dieser Passivität niemand zur Rechenschaft ziehen würde, juristisch nannte man das unterlassene Hilfeleistung oder Beihilfe zum Totschlag durch Unterlassen, aber das drohte uns nicht. Es war offenkundig, dass Sie keine Verwandten und keine Bekannten hatten, nach Ihnen krächte kein Hahn, außer Ihren Nachbarn und dem Einwohneramt wusste wahrscheinlich überhaupt niemand, dass Sie existierten.

Eine Zeit lang waren noch dünne Rauchzeichen aus Ihrem Schornstein aufgestiegen, immer seltener werdend, bis auch die ausblieben. Eine Weile hörte man noch Bellos verzweifelter Bellen, sein Kratzen und Schaben an der Tür, jetzt nicht mehr von außen, sondern von innen, bis irgendwann auch das verstummte. Nachts schlüpfte ich in meine Hausschuhe,

warf mir den schafwollenen Poncho über, den ich von einer Urlaubsreise nach Griechenland mitgebracht hatte, und schlich mich hinaus auf den dunklen Balkon, leise, um Harald nicht zu wecken. Draußen war es eiskalt, schon seit Tagen herrschte strenger Nachtfrost. Ich stand zitternd auf meiner Empore und lauschte in die Nacht. Waren Sie noch da, Frau Meisinger, atmeten Sie noch? Oder waren Sie schon tot? Die zwei kleinen Fenster Ihrer Behausung waren dunkel, auf dem schiefen Dach lag Schnee. Aus der schwarzweißen Nacht Ihres Gartens erreichte mich kein Laut, ich hörte nur, wie mein Herz hämmerte. Sollte ich zu Ihnen hinübergehen, die Grenze zu Ihrer Terra incognita überschreiten, nachsehen, Ihnen helfen? Manchmal war ich drauf und dran, es zu tun, aber ich hatte Angst. Angst vor dem, was ich dort sehen würde, Angst davor, dass Sie mich schlagen, womöglich umbringen würden, Angst davor, was die anderen zu meinem Sabotageakt sagen würden. Meine Entscheidung für Sie, Frau Meisinger, wäre eine Entscheidung gegen die anderen gewesen, gegen die Welt, die ich mir gerade erst erobert hatte. Die konnte ich nicht aufs Spiel setzen.

Als man Sie fand, Frau Meisinger, war ich nicht dabei. Es hieß, sie hätten in Ihrem Bett gelegen, das durchgefault war von Ihren Exkrementen, Ihr erfrorener Körper sei so steif gewesen und immer noch so schwer, dass man es kaum schaffte, ihn durch die Tür zu wuchten. Bellos schon halb verwester, ebenfalls hartgefrorener Kadaver lag in der Kohlenkiste unter dem Ofen. An Lebensmitteln hatte man bei Ihnen nur noch ein angebrochenes Päckchen Grieß, eine verfaulte Zwiebel und ein paar Teebeutel gefunden.

Bald nach Ihrem Tod, Frau Meisinger, trennte ich mich von Harald und brach in ein anderes Leben auf. Ich bin weggezogen und kann Ihnen nichts darüber berichten, was mit Ihrem Grundstück geschah, nachdem Sie es endlich freigegeben hatten. Ich vermute, dass heute ein Haus darauf steht, das sich nicht wesentlich von den anderen unterscheidet, die Wildnis in Ihrem Garten wurde ausgerottet, wahrscheinlich auch das Magnolienbäumchen ausgerissen, das sich an Ihre Hütte drückte und dessen Blüten mich im Frühjahr immer an weiße Vögel mit rosa Flügeln erinnert hatten.

An Schlaflosigkeit leide ich bis heute, und in besonders unruhigen Nächten höre ich wieder Bellos Bellen. Ich bin wieder die junge Frau von damals, die glaubt, Ihre Mörderin zu sein, Frau Meisinger. Sie waren gestorben, weil ich es gewollt hatte. Ich hatte Ihren Tod nicht nur nicht verhindert, ich hatte ihn herbeigeführt – mit der Macht meines Wunschs, mit meinem unbändigen Willen, die Vergangenheit für immer aus meinem Leben zu verbannen. In hatte in Ihnen mich selbst umgebracht, diejenige, die ich nie wieder sein wollte.

Natascha Wodin, geboren 1945 in Fürth, lebt als Schriftstellerin und Übersetzerin aus dem Russischen in Berlin. Der hier abgedruckte Text stammt aus ihrem zuletzt erschienenen Erzählband *Der Fluss und das Meer* (Rowohlt, 2023).



Alfred Goubran

vollendet nach zwanzig Jahren den
7-bändigen Romanzyklus *Eliade*.

Dieser erscheint anlässlich seines 60. Geburtstags
als Sonderausgabe im Schubert, gestaltet von
Nicolas Mahler, mit einem Kommentarband
des Literaturkritikers Stefan Gmünder.

Alfred Goubran ist „ein Stilist ohne Gnade“ (Thomas Weber, *The Gap*).

AUS. ist aus der Perspektive zweier Protagonisten monologisch
geschrieben, *Durch die Zeit in meinem Zimmer* dem Genre der Gothic

Novel und dem Schauerroman verpflichtet, *Das letzte Journal* dem

Tagebuch, *Herz* ist eine Endlosschleife, die nur aus einem einzigen Satz

besteht. *Die Hoffnungsfrohen* sind eine poetisch-enigmatische

Erzählung, *Der große BlaBla* ist ein Bericht und *Elias* changiert

zwischen Abenteuerroman und psychotropem Roadtrip.

Wer Alfred Goubran liest, beginnt nach wenigen Sätzen wegzudriften, hin zu sich selbst.

*Wer diesen Schriftsteller liest, nimmt teil an der gewagten literarischen Expedition und
Vermessungsaktion eines Autors, der die Welt neu kartografiert. Mit Sprache kartografiert.*

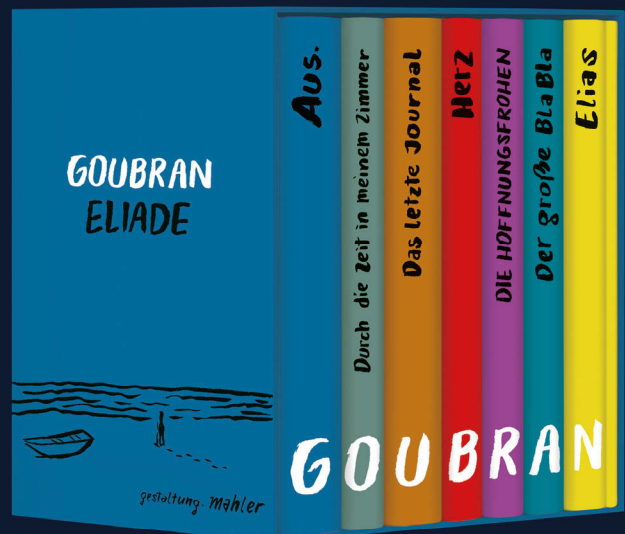
Stefan Gmünder, Literaturkritiker

Eliade

Auf 100 Exemplare limitierte, nummerierte,
signierte Sonderausgabe, gestaltet von
Nicolas Mahler, mit einem Kommentarband
des Literaturkritikers Stefan Gmünder.

Alfred Goubran
Eliade
7 Bände

ISBN 978-3-99200-368-6
Hardcover im Schubert
Subskriptionspreis € 248,-



Preis-Telegramm

Nobelpreis für Literatur

Preisträgerin: Han Kang
Dotierung: 11 Millionen Schwedische Kronen
(ca. € 940.000)

Cervantes-Preis

Preisträger: Alvaro Pombo
Dotierung: € 125.000

Großer Preis des Deutschen Literaturfonds

Preisträgerin: Martina Hefter
Dotierung: € 50.000

Mitteuropäischer Literaturpreis Angelus

Preisträgerin: Monika Helfer
Dotierung: 150.000 Zloty (ca. € 34.800)

Schweizer Buchpreis

Preisträgerin: Zora del Buono
Dotierung: CHF 30.000 (ca. € 32.200)

Großer Berliner Verlagspreis

Preisträger: Voland & Quist
Dotierung: € 26.000

Deutscher Buchpreis

Preisträgerin: Martina Hefter
Dotierung: € 25.000

Österreichischer Buchpreis

Preisträger/innen: Reinhard Kaiser-Mühlecker,
Frieda Paris (Debütpreis)
Dotierung: € 20.000 (Hauptpreis),
€ 10.000 (Debütpreis)

Bayerischer Buchpreis

Preisträger: Clemens Meyer,
Steffen Mau (Sachbuch)
Dotierung: je € 10.000

aspekte-Literaturpreis

Preisträgerin: Julja Linhof
Dotierung: € 10.000

Geschwister-Scholl-Preis

Preisträgerin: Katerina Gordeeva
Dotierung: € 10.000

Horst-Bienek-Preis für Lyrik

Preisträgerin: Agi Mishol
Dotierung: € 10.000

Stahl Literaturpreis

Preisträger: Steffen Kopetzky
Dotierung: € 10.000

National Book Awards

Preisträger/innen: Percival Everett (Prosa),
Lena Khalaf Tuffaha (Lyrik),
Shifa Saltagi Safadi (Jugendbuch)
Dotierung: je USD 10.000
(ca. € 9.486)

Alice Salomon Poetik Preis

Preisträgerin: Yevgenia Belorusets
Dotierung: € 6.000

Roswitha-Preis

Preisträgerin: Lucy Fricke
Dotierung: € 5.500

Peter-Härtling-Preis

Preisträger: Tobias Wagner
Dotierung: € 3.000

Prix Goncourt

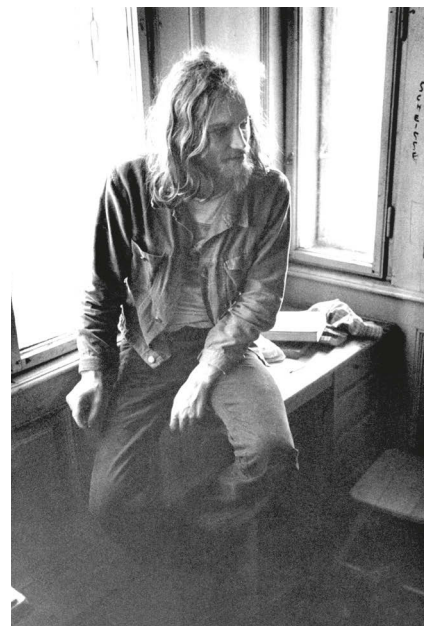
Preisträger: Kamel Daoud
Dotierung: € 10

AUSSTELLUNG

Werner Kofler, Schreibtischtäter

„Ohnmächtig eilt er allen Entwicklungen auf dem Schreibtisch hinterher und bewirft anständige Leute mit Schmutz“, schrieb Werner Kofler in seinem 1988 erschienenen Buch *Am Schreibtisch*. Kofler sah den Schreibtisch als Beteiligten seiner Literatur. Auf ihm fanden Bilder, Zeitungsberichte, Schallplatten und Filme zueinander, die er in seiner Literatur aufgerufen, persifliert und verfremdend montiert hat. Die aktuelle Ausstellung „Werner Kofler: Vom Schreibtisch aus“ im Stifterhaus in Linz unternimmt den Versuch, mit Materialien aus dem Nachlass des Autors seinen Schreibprozess in Momenten festzuhalten und Verbindungen zu den Diskursen seiner Zeit sichtbar zu machen.

Nähere Informationen: www.stifterhaus.at



Werner Kofler

FOTO: ROBERT-MUSIL-INSTITUT FÜR LITERATURFORSCHUNG

IMPRESSUM Herausgeber Thomas Keul, Fatima Naqvi Medieninhaber Thomas Keul Geschäftsleitung Thomas Keul Redaktion Stefan Gmünder, Larissa Plath, Teresa Profanter, Ida Dupal, Kristine Kress, Paul-Henri Campbell AutorInnen Arno Geiger, Norbert Gstrein, Felix Philipp Ingold, Alexander Kluge, Thomas Lang, Andreas Maier, Teresa Präauer, Susanne Schleyer, Ilma Rakusa, Clemens J. Setz Grafisches Konzept Rainer Dempf Produktion Manuel Fronhofer Druck Samson Druck GmbH, 5581 St. Margarethen, Samson-Druck-Straße 171 Erscheinungsweise Vier Ausgaben pro Jahr Erscheinungsort Wien Vertrieb IPS Pressevertrieb Verlagspostamt A-1150 Wien Anschrift Redaktion Meiselstraße 6/5, A-1150 Wien E-Mail redaktion@volltext.net Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 1/2024 Jahresabonnement € 36 (Einzelpreis € 9,90). Die Publikation von VOLLTEXT wird vom BMKÖES und der Stadt Wien unterstützt.

 Bundesministerium Kunst, Kultur, öffentlicher Dienst und Sport

 Stadt Wien

Das neue Buch von Xaver Bayer



OUT NOW

***Nachdem Leiris die
Überdosis Barbiturate
geschluckt hat,
um mit sich Schluss zu
machen, legt er sich,
so als wäre nichts,
zu seiner Frau ins Bett,
gesteht ihr, was er getan
hat, und murmelt im
Einschlafen abschätzig:
„Das ist alles Literatur.“***

Näheres dazu in unserem Archiv auf volltext.net